212

Laien-Vorträge,

zur Zeit des Krieges

in einem preußischen Landhause gehalten.

Bevorwortet

von

Dr. Wichern,

Ober-Consistorial-Rath.

Berlin.

Verlag von Wiegandt und Grieben.

1872.

LD 4081

Laien-Vorträge,

zur Zeit des Krieges

in einem preußischen Landhause gehalten.

Bevorwortet

von

Dr. Wichern,
Ober-Consistorial-Rath.

Berlin.
Verlag von Wiegandt und Grieben.
1872.

Vorwort.

Mit Freuden erfülle ich den gegen mich ausgesprochenen Wunsch, die nachfolgenden „Laienvorträge" mit einem Vorwort zu begleiten. Ein solches Vorwort kann keinen andern Zweck haben, als die Aufmerksamkeit auf das Buch zu leiten und dem lesenden Publikum eine Bürgschaft mehr zu bieten, daß es sich nicht getäuscht finden wird, wenn es wie hier den Worten des ungenannt gebliebenen Sprechers einen Augenblick lauscht. Indem wir dies thun, begeben wir uns in einen Kreis edler Frauen, der in der Heimath in thätiger Liebe der ferngezogenen Krieger gedenkt. Während die Frauen sich in liebender Sorgfalt unter dem Fleiß ihrer Hände mühen, führt der Redner ihnen eine Reihe großer vaterländischer Bilder vor, die Jeder bald als werth erkennt, daß auch wir auf sie, noch über die Kriegstage hinaus, achten. Das so unscheinbare Leinen der deutschen Frauen, als einen ihrer kostbarsten Schätze, sehen wir vor unsern

Augen entstehen und sich in seiner allgemeinen Bedeutung vor den Augen und Ohren der Hörer ausbreiten; darnach der herrliche, unter den Strömen einzige, von Geschichte umlagerte Rheinstrom, der nach wilder Fluthung in den Schweizerthälern in unserm Vaterlande zur spiegelnden Ruhe gelangt und an seinen Ufern die Hochthaten nationaler Kraft sich entfalten sieht! So belebt sich der Anfang des Rahmens, der im dritten Vortrag die deutschen Heldenmänner umspannt. Die hochgefeierten Namen und charakteristischen Gestalten unseres Kaisers Wilhelm, des Fürsten Bismarck, des General-Feldmarschall Grafen Moltke, des großen Kriegsministers Grafen von Roon, des Prinzen Friedrich Karl — und wie mancher hätte noch hinzugefügt werden können! — sie, der dauernde Stolz und die Ehre unserer Nation, treten uns in ihrem wahrhaften deutschen Adel entgegen, gekrönt mit den Weihekränzen von unverwelklichen Blättern aus dem blüthenreichen Garten, in welchem die Quellen und Bäche der deutschen Gottesfurcht und Ritterlichkeit rauschen.

Dann erhebt sich die edle Stimme zu einer begeisternden Höhe, wenn sie in der Jungfrau von Orleans „die Blume des französischen Königthums“ preist und in ihr das Symbol der tieferen Einheit,

der beiden im Kriege sich bekämpfenden Nationen prophetisch zeichnet. Das gegenseitige Verständniß beider Nationen wird erst dann kommen können, wenn Frankreich sich seiner ursprünglichen Abkunft mit Germanien wieder bewußt werden will.

Wenn ich hinzusetze, daß aus diesen und allen anderen Vorträgen der Klang des tiefen christlichen Ernstes tönt, der gekleidet in die Fülle und Weite des Geistes, der nur dem Reiche Gottes entstammt, so mag das Gesagte genug sein, uns einzuladen, daß auch wir uns in dem Kreise der ursprünglichen Zuhörer niederlassen als Leser des Buches und mit der Freude und der dargebotenen Geistesgabe auch neue Geisteskraft, die hier sich reichlich uns darbietet, schöpfen.

Berlin, den 12. April 1872.

Dr. **Wichern.**

An die Leser.

In ländlicher Stille, bei Handarbeiten zum Besten unserer vaterländischen Krieger wurden diese Laien-Vorträge in einem vergrößerten Familienkreise gehalten. Das Wagniß, dieselben einem weiteren Kreise darzubieten, kann allein dadurch entschuldigt werden, daß sie entstanden sind unter dem Einfluß einer großen Zeit und deshalb vielleicht, — wie auch der kleinste Wassertropfen noch das Licht wieder zu spiegeln vermag, — eine lebendige Erinnerung an Tage geben, welche uns Alle adelten, um uns für einen geistigen Kampf zu weihen, der den Abschluß des glorreichsten neueren Krieges überdauern wird.

D. V.

Ueber die Bedeutung des Leinens

für das deutsche Volks- und Familienleben.

So oft wir hier zusammen sind und ich sehe vor mir die Tische mit alter und neuer Leinewand bedeckt, erscheinen mir diese freiwilligen Gaben in aller ihrer Unscheinlichkeit des hohen Ausdrucks: „geopfert auf dem Altar des Vaterlandes" nicht unwürdig. Ja sie verdienen wohl mehr oft so bezeichnet zu werden, wie manche an sich viel werthvollere und glänzendere Dinge, nicht nur deshalb, weil sie zuweilen dem Scherflein der Wittwe gleich zu achten sind, die nach des Herrn Ausspruch: „mehr geopfert hatte, denn sie Alle", — sondern weil überhaupt das Herz echter deutscher Frauen an dem Leinen hängt und noch den letzten Faden davon werth achtet. Könnte sich, wie im Märchen wohl solche wundersame Dinge vorkommen, diese alte Leinewand beleben und uns ihre Memoiren erzählen, es würde sich ein reiches Stück von Volks- und Familiengeschichte vor unsern Augen abspinnen und wir würden im Geist sehen, wie ehrwürdige Schränke und Truhen, welche Generationen überdauert haben, vor dem Andrängen einer großen Zeit ihren Schatz aufthaten, während sie ihn geringeren Anforde-

rungen gegenüber, wie bedächtige Alte, unter Schloß und Riegel hielten.

Können wir es nicht auch als eine günstige Einwirkung des Krieges ansehen, daß sich einmal Männer und Frauen, schwache Alte und zarte Kinder, Vornehme und Geringe zu einer Arbeit und zwar einer Arbeit der Hände im ganzen Lande vereinen und daß sie Alle dabei an die Bedeutung erinnert werden, welche die Leinewand für das Volksleben, für das deutsche Haus besitzt? Thuen wir nicht Recht daran, uns mit dem Gedanken zu beschäftigen, was dieser schlichte Stoff, der hier so emsig für unsere Brüder im Felde verarbeitet wird, für die Sitte und das häusliche Leben, wie für die Volkspoesie, durch viele Jahrhunderte hindurch gewesen ist?

Nicht schöner und bezeichnender kann die Bedeutung der Leinewand für unser Volk geschildert werden, als wie es Nicolaus Lenau in seinem „Faust“ thut, wenn er aus dem muthwillig durchstochenen Leinen deutscher Hausfrauen Blut hervorquellen läßt. Es ist etwas ganz Eigenes um diesen Stoff: er pflegt für das Gefühl etwas Sympathisches zu haben. Was das Wasser für den körperlichen Organismus als flüssiges Element ist, das, möchte ich sagen, ist die Leinewand als Stoff für die Bekleidung und Pflege des Leibes, so rein, so erfrischend in ihrer Art, so sehr Voraussetzung für das übrige Nothwendige. Auch ist sie ja innig befreundet mit dem Wasser und gewinnt in der Berührung mit ihm immer ihre ursprüngliche Reinheit und Weiße wieder. Chemiker sagen, die Flachsfaser wiese in der Ele-

mentar-Analyse die gleiche Zusammensetzung mit der Baumwolle nach: es wäre dies ein neuer Beweis dafür, daß die Chemie das eigentlich Charakteristische, — wir können es hier ja nicht das Lebendige nennen, — nicht ergründet, wie weit sie auch in der Stofferkenntniß gekommen ist. Denn wie ganz anders ist doch jedes Product des Flachses, wie das der Baumwolle: Shirting, der Stoff, der dem Leinen am meisten Concurrenz macht, ist schon für das körperliche Gefühl so verschieden von ihm, ich möchte sagen wie Süd und Nord. Während die Leinewand etwas Kräftiges hat, — ich bin kein Etymologe und weiß nicht, ob das Wort von „Wand“ abgeleitet ist in dem Sinne als von Schutz, Abwehr, wäre aber versucht so Etwas zu glauben, — schmiegt sich der Baumwollenstoff weich, ja verweichlichend an: der heiße Fieberkranke, der Erhitzte überhaupt liebt es, in kühles Leinen gekleidet sich auf das mit Leinentücher bedeckte Lager zu legen, wogegen der fröstelnde Rheumatiker den wärmenden Shirting sucht. Kann man doch in einem Hausschatz lesen, daß frische Jugendlichkeit durch den häufigen Wechsel von leinener Wäsche gepflegt werde, ja daß man durch einen solchen die Menschen von hitzigen Fiebern retten könne, während wieder die Baumwolle in den Kuren florirt, wo Hitze mit Hitze vertrieben wird! Nun zweifellos ist: das natürliche Gefühl des Deutschen entscheidet für die Leinewand. Besticht uns aber auch vielleicht die Fülle von Poesie, welche die ganze Entstehung der Leinewand begleitet, während die Baumwolle uns an harte Sclaven- und Fabrikarbeiternoth erinnert, und wenn sie auch von

einer südlicheren Sonne zeugt, doch nur von einer Poesie der Natur erzählt, an der die Menschen, die jene zunächst bearbeiten, wenig Theil haben?

Ja, es ist nicht zu viel gesagt: die Geschichte des deutschen Leinenschatzes ist für uns zugleich eine Geschichte der deutschen Volks- und Hauspoesie, und wenn schon ein blühendes Flachsfeld mit seinen blauen Blumen im lichten Grün ein herzerfreuender Anblick ist, — das Ziel des Sonntagsspazierganges vieler ländlicher Familien, — so ist doch Alles, was an Poesie die Bearbeitung und den Gebrauch seiner eingeerndteten Frucht hundertfach begleitet, noch herzerfreuender und anmuthiger.

Wenn die Erndte vorüber ist und die Blätter fallen, wenn die Tage kurz sind und die Nächte lang, wenn der hohle Herbstwind um die Häuser und Hütten saust und dem Wandrer auch wohl Schnee und Regen in's Gesicht treibt, so daß der Geplagte im Dunkeln immer eifriger späht nach einem traulichen Lichtchen und nach einer warmen Stelle am flackernden Heerd, dann entfaltet sich die Poesie des Spinnrades und der Spinnstube. Der bald klagende, bald tobende Wind, das prasselnde Feuer, das summende Spinnrad und der schnurrende Hauskater, Alles klingt zusammen zu Einer Musik und sie begleitet und weckt das deutsche Lied und die schauerlich süße Volksballade, das farbenreiche Märchen und die tönende Heldensage, den neckenden Scherz und das trauliche „Erzähl's!" Zu dem einen Mädchen finden sich noch viel andere, und die Buben gehen umher und lauschen, der Kienspahn und die Lampe, der glühende Schein vom Heerde beleuchten rosige und braune,

alte und junge Gesichter, und Augen, die Lust und Leid, Behagen und Grauen wiederspiegeln, wie es von der Erzählenden Lippen tönt. Ist es munter und belebt in der vollen Spinnstube, schön ist es auch, wenn Mutter und Kind allein spinnen am Heerd, während der Vater rauchend in's Feuer blickt und der alte Knecht auf der Ofenbank schläft. Da schiebt wohl auch die Großmutter, die sonst stumm in der Ecke sitzt und nur manchmal mit klugen, ernsten Augen in das Tagesgetriebe blickt, den Schemel näher an die Spinnenden und thut den Mund auf zu weiser Lehre, wie sie das Lied sagt, das aus ferner Jugendzeit ihr wieder tönt:

„Sing', Mägdlein, sing',
Und sei fein guter Ding';
Fang' Dein Spinnen lustig an,
Mach' ein frommes End daran.

Lern', Mädchen, lern',
So hast Du Glück und Stern,
Lerne bei dem Spinnen fort
Gottesfurcht und Gotteswort.

Glaub', Mägdlein, glaub',
Dein Leben sei nur Staub,
Daß Du kommst so schnell in's Grab,
Als Dir bricht der Faden ab.

Lob', Mägdlein, lob',
Dem Schöpfer halte Prob',
Daß Dir Glaub' und Hoffnung wachs,
Wie Dein Garn und Dein Flachs.

Dank', Mägdlein, dank',
Dem Herrn, daß Du nicht krank,
Daß Du kannst fein oft und viel
Treiben dieses Rockenspiel.
Dank', Mägdlein, dank'."

Was ist alles aus der Spinnstube und von Spinnrocken für das Ohr und die Seele hervorgegangen!! Aber auch das Auge des Malers hat da manches Bild festgehalten und sein Pinsel es uns wiedergegeben, ja will er uns etwas recht Häusliches und Trauliches malen, es sei aus der Ritterburg oder aus der Hütte: das Spinnrad und der Spinnrocken kommen dabei immer noch einmal zu Ehren.

Anders ist es freilich mit dem Leben am Webestuhl, das giebt nicht so reiche Ausbeute für die Volkspoesie und den Maler, aber etwas Didactisches scheint damit verbunden zu sein, und erst da bewährt sich die Güte und Festigkeit des Gespinnstes, da erst zeigt sich, ob der Sinn redlich ist und keinen falschen Faden in dem Einschlag oder Aufzug duldet: Geistliche und weltliche Redner und Dichter haben nicht umsonst vom Webstuhl sinnreiche Bilder und Gleichnisse entnommen! Freilich das haben mit dem Leineweber auch die andern Weber gemein, was ihm eigen ist und der Baumwollenfabrikant nun nachahmt, das ist eine Art der Thätigkeit, welche das Handwerk der Kunst verschwistert. Wenn er die mannigfachsten Muster im farblosen Leinen nur dadurch hervorruft, daß er dem Licht spiegelglatte Flächen verschiedenartig darbietet, so möchte ihn ja der Maler um dies naive Spiel mit dem Licht beneiden, das eine

ganze Welt von Landschaften und Figuren, von Blumen, Blättern, Früchten und Arabesken hervorbringt. Aber wir verlassen doch wieder den Weber, der uns manchmal wie der ernste Mann der Sorge erscheint, um bei dem bewegteren Leben der Bleiche zu verweilen. Da nimmt wohl auch der Maler wieder den Pinsel, und lassen ihn die langen weißen Streifen, die auf dem grünen Rasen ausgespannt sind, auch kalt, so fesselt ihn doch die Gruppe der fröhlichen Bleicherinnen mit ihrer Gießkanne am glitzernden Bach, der Hund mit klugen Augen, der seiner Pflicht so wohl bewußt ist und die kleine offene Hütte mit dem schlafenden, graubärtigen Wächter.

In diesem goldenen Licht eines schönen Frühlingstages scheint die Leinewand schon mit der Weiße des Blüthenschnees zu wetteifern, während neben ihr der Rasen und das Laub der nahen Bäume noch saftiger grün als sonst und der Himmel über ihr noch blauer ist.

Welche Poesie ergießt sich aber erst über die Bleiche mit des Mondlichts nächtlichem Strahl, wenn geisterhaft die zarten Nebel über dem Wiesengrund schweben, die bald sich zu traumhaften Gestalten verweben und bald zerrinnen; wenn die alte Linde am Ufer flüsternd einstimmt in des Baches Rauschen. Da sitzt nun unter den breiten Aesten ein junges Mädchen, gemieden von der Gefährten munterer Lust, mit einer der Einsamkeit erschlossenen Seele. So hält sie stille Wache bei ihrem Leinen und mit schwermüthigem Zauber tönt leise ihr Gesang in die Nacht:

„Bleiche, bleiche weißes Lein,
In des Mondes stiller Hut,
Bist du bleich, dann bist du gut
Bist du bleich, dann bist du rein,
Bleiche, bleiche weißes Lein,
Bleich muß alles Ende sein.

War ein thöricht Mägdelein,
Roth und frisch von Angesicht,
Rothe Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein!
Bleiche, bleiche weißes Lein,
Bleich muß alles Ende sein.

Sonne giebt zu hellen Schein,
Läßt dem Herzen keine Rast,
Ist der Tag nur erst erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig sein.
Bleiche, bleiche weißes Lein,
Bleich muß alles Ende sein.

Eile dich und bleiche fein,
Hab' ja treu gewartet dein,
Legt man mich ins Grab hinein,
Deck in Frieden mein Gebein!
Bleiche, bleiche weißes Lein,
Bleich muß alles Ende sein."

Wir sind noch nicht so weit, wie dieses schöne Lied es will, das Leinen, das fertig aus der Bleicherinnen Hand überliefert wird, ist nun erst recht bedeutungsvoll für die Poesie des Volkes, der Familie: darf es nicht allen Hauptmomenten im menschlichen Leben dienen? In leinene Tücher und Windeln wird das neugeborne Kind gewickelt, das feinste Leinen schmückt

des Täuflings kleines Bett, wenn der junge Christ sein Taufgelübde erneuern soll, hat irgend eine treue Hand ihn wohl mit besserer Leinenwäsche, als er sie bis dahin besaß, ausgestattet, damit auch sein äußerer Mensch ganz und gar würdig an den Altar trete. Der junge Bursch auf der Wanderschaft, der Soldat im Feldlager zeigt mit Stolz das neue Hemd, das ihm seine Mutter beim Abschied in den Tornister gesteckt hat. Wie aber erst werden Hochzeit und Heirath der Mittel- und Zielpunkt für eine Thätigkeit, die der Ausstattung in Leinen gilt! Für die Braut so zu sorgen, hatte die Mutter vielleicht schon im ersten Lebensjahr derselben begonnen, und später, was sie dem Haushalt abgespart und ihr emsiger Fleiß vollendete, war von ihr Jahr aus Jahr ein in die große Ausstattungstruhe der Tochter gelegt worden. Für diese war der Faden noch eigener gesponnen, der Weber noch genauer instruirt, die Bleiche noch sorgsamer behandelt worden; während das übrige Haus schon im Schlummer gelegen hatte, war doch die Nadel der Mutter noch thätig gewesen und ihr sorgender Sinn hatte die verschiedenartigsten Bedürfnisse und Gelegenheiten erwogen und bedacht, ernste und frohe, alltägliche und festliche. Manchen Seufzer, manche Thräne, manches gläubige Gebet hatte die Arbeit begleitet.

Wenn der ganze Vorrath fertig ist, bildet die Wäsche der Braut noch vor der Hochzeit ein Fest, und stolz auf die Gedecke und die übrigen Schätze in Leinen ziehn die köstlich bewirtheten Frauen noch einmal singend auf die Bleiche.

Hat die Ausstattung gedient für Alles, was die treue Mutter vorgesehn, so kommt es denn auch wie unser Lied sagt und der bleiche Todte wird in das bleiche Leinen gehüllt: „bleich muß alles Ende sein.“ Die morsche Leinewand aber, die übrig bleibt nach langem Gebrauch, dient noch den Wunden und Elenden, wie wir das hier vor uns sehen, und in einem Stadium, wo Purpur und Sammt nur elende Ueberbleibsel vergangener Herrlichkeit sind, ist das Leinen noch als wohlthuend und nützlich geschätzt und begleitet den Krieger auf das Schlachtfeld hin.

Ist es denn nicht wahr, daß deutsches Hausfrauenblut im deutschen Leinen verborgen rinnt?

Ja der deutsche Volksgenius weiß, was es mit dem Leinen für eine Bedeutung hat, darum findet dasselbe auch wohl seine Verherrlichung in den größten und eigenthümlichsten Werken dieses Genius. Da sehen wir in den alten Heldengedichten die Königstöchter und fürstlichen Frauen spinnen, weben und bleichen, vor Allem Gudrun. Da hören wir, wie dem Helden, nachdem er im heilenden stärkenden Bade die wunden Glieder gelabt hat, als Ehrengabe das Gewand von blüthenweißem Leinen gereicht wird, da bemerken wir, wie Luther in seiner Bibelübersetzung seinen Deutschen den weißen Stoff, der dort neben dem Purpur als das edelste genannt wird, nicht besser nach seinem Werth anschaulich zu machen weiß, als daß er ihn als köstliches Leinen bezeichnet.

Aber bei Allem, was wir zum Preise der Leinewand anzuführen vermögen, reden wir mehr von der

Vergangenheit und von dem Erbgut, das sie uns hinterlassen hat, als wie voll und uneingeschränkt von der Gegenwart. In dieser ist der Leinenbestand und die Poesie unseres Volkes, die sich daran knüpft, schwer bedroht durch drei Feinde.

Wir erinnerten uns schon der Concurrenz, welche die Baumwolle dem Leinen macht und die dadurch unterstützt wird, daß man jetzt die baumwollenen Stoffe dem Körper bei starker Bewegung und Sonnenhitze für zuträglicher hält; vergebens wendet man dagegen ein, daß die Baumwolle eben für den Süden paßt, dem sie entstammt und daß ein Stoff, der warnend kund giebt, wenn er von Feuchtigkeit durchzogen ist, für uns dem vorzuziehen sei, der die schädliche Ausdünstung, ohne sie zu verrathen, in sich aufnimmt. Was hilft alle Vertheidigung des Leinens, wenn doch eigentlich darum dem Shirting der Vorzug gegeben wird, weil er für viel weniger Geld feine Leinewand imitirt?

Der zweite Feind des guten alten deutschen Leinens ist bekanntlich das Maschinenwesen, der moderne Industrialismus. Durch das Maschinenleinen wird zunehmend das Leinen vom Handgespinnst verdrängt und in den Haushaltungen, deren Zeit und Fleiß sonst zum Theil der Leinenverfertigung gewidmet war, kommt immer mehr, indem man rein äußerlich rechnet, die Meinung zur Geltung, daß man billiger zu dem doch schneller verbrauchten Leinen der Fabrik kommt, als zu dem immerhin solideren Hausleinen.

Wer das Schwinden der häuslichen Leinenproduction beklagt, der sieht wohl manchmal voll Wehmuth in einem

eleganten modischen Salon oder Damenboudoir unter den zierlichen Nipssachen und allem sonstigen luxuriösen Schmuck solchen Raumes ein zierliches Spinnrad stehn und denkt, daß dasselbe dort in ähnlicher Weise wie so oft das Volkslied seine Aufnahme fand, weil es mit dem Nimbus einer poetischen Vergangenheit umgeben, allenfalls noch dafür gut befunden wird, eine gewisse Salonpoesie zu erhöhen oder auch — raffinirter Eitelkeit zu dienen!

Gegen die Maschinen ankämpfen zu wollen, wäre ein thöricht vergebliches Beginnen. Müssen wir nicht auch zugeben, daß diese Erfindungen alle, diese großartige Ausbildung der Mechanik, dazu dienen können und sollen, daß die Menschheit mehr und mehr zu der Herrschaft über die Natur, über die Materie gelangt, zu welcher sie berufen ist?

Wir sollen nur zusehen, wie weit sich damit der häusliche Fleiß, die häusliche Arbeit verträgt, und uns diese nicht nehmen lassen und ist es wahr, daß die Fabrik nicht mit ihrem Maschinengarn und ihrer chemischen Bleiche die Güte derjenigen Leinewand zu ersetzen vermag, die im Hause entsteht und Naturbleiche empfängt, so wollen wir die Hoffnung nicht sinken lassen, wenigstens auf dem Lande werde sich noch dieser mit dem ganzen Volksleben so gesegnet verbundene Fleiß erhalten.

Aber der schlimmste Feind des deutschen Leinenschatzes ist die Mode, ist der mit ihr verbundene Luxus. Diese Beiden zerstören allmälig die Solidität des Volkssinnes und damit die Freude an dem Schmuck, welchen die Reinlichkeit, das unscheinbar Gediegene dem Menschen

jedes Standes übereinstimmend geben kann. So nimmt ja bei den Städtern und namentlich bei den Groß=städtern die Schätzung des Leinenbesitzes fortwährend ab, man hört da von Ausstattungen, wo den geringsten Belang die Leinensachen und den bedeutendsten die Modeartikel und eleganten Kleider haben. Viele der Stadtwohnungen sind gar nicht mehr eingerichtet auf Familien mit den stattlichen alten Eichenschränken und Truhen für Wäsche, deren wir uns so gern erinnern, sondern der Wirth taxirt seine Miether oft ganz richtig, wenn er annimmt, ihre Wäschevorräthe würden in einer zierlichen Chiffonniere oder sonst einem kleinen Fächer=schrank des Putzzimmers oder Salons Platz finden. Wie traurig das ist, wie viel stille häuslichen Tugenden, — Fleiß, Geduld, Reinlichkeit, Sparsamkeit, — damit aus der Welt gehen, denken die Gebildeten oft nicht und doch ist es keine Uebertreibung, wenn man sagt: mit der früheren Schätzung des Leinenbesitzes vertrug sich die Devise: „Mehr Sein, als Schein," aber in ihr Gegentheil wird sie allmälig verkehrt, wo jener Sinn schwindet und wo es zuletzt nichts mehr verschlägt, wenn man seidene Kleider über unordentlicher, unsauberer Wäsche trägt. Seit die Dienstmädchen immer seltener sind, welche mit befriedigtem Ehrgefühl auf ihren reich=lichen und guten Leinenbestand blicken, und immer häufiger die, welche es den Modedamen in ihrer Flittertracht gleich thun möchten, seit dem hört man viel mehr als früher über untreue und unzufriedene Dienstboten klagen. Ein armer Arbeitsmann oder Tagelöhner, dessen reine weiße Hemdsärmel von Ferne leuchten und der kein

Loch in seiner Wäsche hat, fühlt sich mit Recht immer wie ein gemachter Mann und doppelt im Vergleich zu Andern seines Standes, denen nach ihrem bloßen Exterieur schon Niemand einen ordentlichen Hausstand und eine brave tüchtige Frau zutraut. Im Volke lebt ja noch ein starker Sinn für die Wichtigkeit der in Rede stehenden Dinge, möchte er nur gepflegt und gehegt werden! So beurtheilen z. B. die Menschen aus dem Volk einen Gast mit Vorliebe nach der Beschaffenheit seiner Wäsche, und findet man einen jungen betrunkenen Vagabonden im Graben liegen, der unter dem zerrissenen Rock ein gutes Hemd trägt, so sagt doch gewiß irgend Einer mitleidig: „Er muß doch guter Leute Kind sein!“

Auch daran ist die Bedeutung der Sache erkennbar, daß gerade die solidesten Völker, wie die Engländer, Holländer und Deutschen mit der Reinlichkeit überhaupt ganz besonders die Leinenindustrie gepflegt haben; für charakteristisch darf nicht minder gelten: daß der deutsche Fürst, der mit spartanischer Strenge und christlich ernster Gottesfurcht im Anfang des vorigen Jahrhunderts gegen den französischen Einfluß, gegen den Geist, der mit Luxus, Mode und Sittenverderbniß die meisten deutschen Höfe überwältigte, sich zur Wehr setzte, — König Friedrich Wilhelm der Erste — keinen höheren Schmuck, keine edlere Pracht kannte, als die ihm eine holländische Reinlichkeit und — die exquisiteste Leinewand gewährten. Der Einfluß, dem er widerstand, ist bei uns noch nicht überwunden und während unsere Heere Frankreich bekämpfen, müssen wir daheim uns immer neu anschicken

gegen jenen verderblichen Geist, das Erbgut der Väter im Kleinen und Großen, auch im Innern, auch mit Waffen des Geistes zu vertheidigen, und wir dürfen uns getrösten, daß auch da die Treue im Kleinen eine große Verheißung hat!

Der Rhein als deutscher Strom

in seiner unvergänglichen Schönheit.

Bei der ungeheuren Spannung, in welcher uns diese Zeit erhält, und der rastlosen Geistes- und Herzensarbeit, die sie erfordert, treten Augenblicke der Ermüdung ein, wo die fleißige Hand noch fortarbeitet, dem einmal gegebenen Impulse folgend, wohl aber Geist und Herz des Ausruhens bedürfen. Man sehnt sich dann, bei ruhigen oder friedvollen Bildern zu verweilen, die dennoch in irgend einem Sinne zusammengehören mit dem, was Alle erfüllt. Eine Reihe solcher Bilder giebt die Erinnerung an den Strom, den wir lieben und der wahrlich nicht fern ab von der großen Geschichte der Gegenwart dahin rauscht.

Sie wissen es Alle, es gehörte früher zu den kühnsten Träumen und schönsten Phantasien einer soliden deutschen Familie aus den mittleren oder höheren Ständen, einmal im Leben eine Rheinreise zu machen. Wie ein Märchen aus uralten Zeiten klangen die Erzählungen und Lieder vom Vater Rhein durch die Prosa der Tage; erwachsene Söhne und Brüder, die am Rhein ihre Studentenlust gefeiert hatten, hielten sie wach, das

Familienhaupt selbst wurde wohl durch ähnliche Erinnerungen umleuchtet, und der goldene Rebensaft, den noch nicht der rothe Wein von Bordeaux verdrängt hatte, weckte die schönsten echt deutschen Bilder. Ja, wer kennt nicht die Lieder und Weisen „von frohem und minniglichem Klang", welche diese beiden deutschen Lieblinge hervorgerufen haben, die von Natur zum Reim geboren scheinen: der grüne Rhein und der goldene Wein!

Und daß Liebe und Haß so oft, so heiß diesen Rhein umworben, — die Liebe, die in ihm das eigenste deutsche Pulsiren und Leben umschließt, — der welsche Haß, der ihn rauben möchte und Herzen trennen, die auf beiden Ufern für ihn klopfen, — das hat ihn deutschen Gemüthern nur theurer gemacht.

Dennoch sind die Zeiten anders geworden und eine Rheinreise ist für deutsche Familien nicht mehr der Inbegriff aller Sommerlust. Nicht nur der gewaltige Ernst, das Drängende und Treibende einer bewegten Zeit haben seit zwanzig Jahren schon und länger den Sinn so verändert; bei der ungeheuren Steigerung aller Communicationsmittel ist der Rhein mehr eine Station, als wie Ziel der Reise geworden, und die Reiselust setzt sich wenigstens gewöhnlich mit Ueberspringen naher Schönheiten weitere Ziele. Ja, noch mehr, der Riese schrumpft für die Vorstellung beim Vergleich mit andern Riesen ein, die Schönheit des Rheins erleidet Abbruch durch die Gewalt anderer Eindrücke; und was früher unerhört in Deutschland schien, geschieht jetzt offenkundig: man kritisirt diese Schönheit, man zeigt sich als Kenner, indem man nur noch mit eingeschränktem Lobe davon spricht.

Woran liegt dies? Ist denn wirklich die Schönheit des Rheins zu vernichten oder zu beeinträchtigen durch den Vergleich mit einer andern, haben wir Deutschen früher in gemüthsseliger Beschränktheit ihm Schönheiten angedichtet, die er in Wahrheit nicht besitzt?

Ich bekenne offen: das letztere, so glaube ich, ist zum Theil wirklich geschehen, aber wie es einem Helden zur Ehre und nicht zur Schmälerung seines Ruhmes gereicht, wenn er der Gegenstand von Sagen und Mythen wird, so ist es nur ein Beweis mehr für des Vater Rheins Herrlichkeit, daß Dichtkunst und Volkssage ihren farbenreichen, duftigen Kranz ihm auf's Haupt gedrückt haben.

Das aber muß ich zugeben, der Rhein ist nicht mehr so schön, wie er war. Die Hôtels und Kneipen, die sich an seinen Ufern nicht selten wie eine fortgesetzte Straße erheben, mindern seine Schönheit, sie sind eine geschmacklose und prosaische Verbrämung seines wallenden Gewandes, sie und ähnliche Baulichkeiten an seinen Ufern sind nicht das, was man in seinen Fluthen wiedergespiegelt sehen mag; schon von ferne verrathen sie ihre Bestimmung, auch ohne die mit Riesenlettern geschriebenen Affichen, die noch obenein verkündigen, daß dort ausländischer Cours mehr wie deutscher gilt, — es zeigt eben Alles den modernen Wirthshaus- und Fabrikstyl, statt der alten trauten, deutschen Herberge und Hoflager! Auch der Odem der modernen Industrie, welcher der Rheinländer mit so viel Erfolg ergeben ist, kann nicht beanspruchen, ein verschönernder poetischer Hauch genannt zu werden: der rußige Rauch und Qualm, der den Fa-

briken und Dampfschiffen entsteigt, hüllt zuweilen die schönste Landschaft ein und trübt die reinste Himmelsbläue. Die Reisegelegenheit selbst, die das Dampfschiff giebt, ist nicht dem Genuß der Schönheit förderlich, obwohl sie die Bequemlichkeit und manchmal auch eine gewisse gesellige Heiterkeit unterstützt. Im Grunde ist's doch wahr: wie in einem leicht überfüllten Wirthshause oder einer Restauration sitzt man zusammen, — glücklich, wer den Andern überholt hat und den beneideten besten Platz einnimmt! Während die schönsten Landschaftsbilder auftauchen und man meint, es müsse Wohllaut in der Luft sein, hört man die Maschine schnaufen, die Kellner umherschwirren und bekommt den Duft von Cottelets und Beafsteaks in die Nase, der nur dem Speisenden angenehm dünkt, oder man sitzt wohl selbst an der Table d'hôte und bewegt die Kaumuskeln in dem Augenblick, wo man am Felsen der Lorelei vorüber fährt! — — In der Menge der Reisenden finden sich dann immer solche, welche blasirt oder mit Lächeln auf den Enthusiasmus naiver und unschuldiger Rheinpilger herabsehen und selbst vollkommen abgestumpft sind für die anmuthigste Gegenwart.

Was aber soll man erst zu einer Eisenbahnreise an den Ufern des Rheins sagen, und von dem Naturgenuß, der sich guckkastenartig genießen läßt?

Auch die Vegetation der Rheinufer, die Bewaldung derselben hat ja durch die moderne Entwickelung gelitten; die Weinberge sind anmuthiger für die, welche deren Früchte genießen, als für die, welche daran vorüber-

ziehen, besonders wenn die Frische des Blattes bereits gelitten hat.

Doch dies Alles kann die bleibende Schönheit des Rheins überstehen und es wird mit Manchem auch wieder besser werden. Mit der Zeit werden mehr und mehr dem Kunstsinn und Geschmack der Gegenwart entsprechende Bauten, deren es jetzt schon so manche giebt, an den Ufern des Rheins emporsteigen; Häuser, Gehöfte und Kirchen, malerisch dem Charakter der Landschaft angepaßt; Epheu und wilder Wein sollen das Alltägliche und Unschöne umkleiden, junge Bäume werden erstarkt und schattig und schützend sich über Niederes erheben, kahle Höhen neubewaldet sein, und gemüthvolle Reisende werden wenigstens in den lockendsten Gegenden das Dampfschiff und die Eisenbahn verlassen und zu Fuß oder auf leichtem Kahn singend und sinnend das Land durchziehen. Man wird vielleicht auch gegen den störenden Qualm mit verbesserten Rauchverbrennern und anderen zukünftigen Erfindungen zu Felde ziehen, inzwischen aber sich damit trösten, daß dieser häßliche Rauch vielleicht schon nach Stunden zu einem Wölkchen geworden ist, das dort so zauberhaft durch den Aether schwimmt und in den zartesten Lichtreflexen sich erhellt! — Aber neben Allem, was ich als wirkliche Beeinträchtigung der Schönheit des Rheins eingestehen mußte, giebt es auch zufällige, welche auf das Urtheil von flüchtigen Reisenden einen zu großen Einfluß üben. Es ist die alte Lehre von der Beleuchtung als der Seele der Landschaft, welche immer wieder beherzigt werden muß. Das Stimmungsleben der Seele, die die Landschaftsbilder aufnimmt, wie das der Natur

selbst, sie sind ganz besonders wichtig für die Gegenden, welche wie die des Rheines nicht Schönheiten der überwältigend großartigen Form und des erhabenen Charakters, sondern die der eigentlich malerischen Art sind. Ich habe berühmte Gegenden des Rheins ein und zwei Mal gesehen und bin tief enttäuscht gewesen; ich sah sie dann wieder in anderer Stimmung und Beleuchtung und ward begeistert, entzückt, ja in einen fast heilig zu nennenden Rausch versetzt, in welchem Andacht, Liebe, Traumleben und Hoffnung die Seele durchzogen. Das sind dann Momente, wo man die Fremdenkasernen am Ufer nicht mehr sieht, wo der Rauch verfliegt, wo man die Umgebung auf dem Dampfschiff vergißt und wie ein Sieger dahinfährt, der seinem Lande zujauchzt.

Man verzeihe es der Liebe für den Gegenstand, wenn ich noch hervorhebe, daß es für die Würdigung des Rheins nicht gleichgültig ist, ob man aus den norddeutschen Ebenen zu ihm kommt, oder ob man ihn von der Schweiz heimkehrend zuerst begrüßt. Wir Menschen lernen einmal nichts schwerer, als die Dinge aus sich selbst heraus auf uns wirken zu lassen und sie so zu beurtheilen, wir glauben ihnen beizukommen, wenn wir sie mit andern gleichartigen vergleichen; das sind eben doch nur Hülfsmittel des Verstandes, die man so verwendet, die nicht das Geheimniß des Lebens der Schönheit erschließen, dieses offenbart sich nur der Liebe, der geistigen Hingebung. Die Schönheit der Schweiz ist zugleich eine so formengewaltige und so malerische, daß sie einen Reisenden ganz so hinnimmt, wie sie ihrem fernen Sohne ein tiefes Heimweh einhaucht. Wer von

ihr kommt, ist zunächst nicht fähig für neue Eindrücke. Auch kann ja der Rhein nicht in dem, was man vor Augen sieht, mit der Schweiz concurriren, — verzeihen Sie diesen unpoetischen Ausdruck, aber diese ganze Art des Vergleichens verdient kein besseres Wort! Es kommt ja auch nicht darauf an, das Recht des Rheins an deutsche Herzen auf diese Weise gegen die Schweiz geltend machen zu wollen, das wäre undankbar gegen dieses Wunderwerk Gottes und pietätlos auch in anderm Sinne, denn unser Rhein ist ja der Alpen Sohn!

Allein um zu behaupten, daß der Rhein aller Liebe und aller Lieder, aller Ströme von Blut werth ist, die ihm je das deutsche Volk geweiht, bezeichne ich seine Schönheit als die einer lebendigen und harmonischen Individualität und damit der höchsten Art, die sonst nur ein Werk der Poesie und Kunst beanspruchen kann. Sie ist es aber freilich nur für die, welche der deutsche Volksgeist durchzieht, der den Rhein zu einer Volkspoesie großen Styls gemacht hat.

Gedenken Sie seiner Abstammung: Aus den höchsten Alpenfelsen quillt er hervor, — aus dem Gestein der Urwelt; — der reinste Alpenschnee nährt ihn, Wiesenmatten, welche den Smaragd beschämen, geben ihm die Farbe. Seine Kindheit erzählt ihre wundersamen Märchen und Sagen nicht der lärmenden Heerstraße, nicht der Masse der Touristen vor. Nur wer ihn liebt und kennt und sich von Schauern der Vorwelt gern durchziehen läßt, verfolgt seinen Lauf bis zum Ursprunge und entzückt sich still an der hehren einsamen Schönheit seines Anfanges. Erstarkt bricht er sich in wildem Kampfe

Bahn zur Freiheit, dort, auf der Scheide zwischen der Burg der Treue, — dem Alpenlande Tyrol, — und der ersten Burg der Freiheit, — der Schweiz, in jenen Gegenden, wo einst die Ahnen großer Fürstengeschlechter hauf'ten. Voll Jugendmuth und Entzücken stürzt der Rhein in den schönen See, den man seiner Größe und Fülle halber das schwäbische Meer zu nennen pflegt. Wird der junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Fluß nicht in diesen stolzen Fluthen seinen Untergang finden?

O nein, sicher behauptet er seine eigne Strömung und Farbe, und da, wo der Scheiterhaufen des edlen Glaubenshelden Huß flammte, da erhebt er sich erstärkt aus dem Bade des Bodensee's und zieht fröhlich weiter seines Laufs. Es ist eine heitere anmuthige Jünglingsreise, die er nun unternimmt; durch ein Land, das einem blühenden Nebengarten gleicht, durch lachende Auen, an Hügeln mit Villen und Schlössern gekrönt, zieht er vorüber; auch das Schloß, das die wilde Jugend des schweigsamen Franzosenkaisers beschützte, — einst wohl auch sein Exil, — spiegelt sich in seinen Wellen, sie wissen von dem Traum brütenden Ehrgeizes zu erzählen! So ruhig befriedigt zieht der Strom dahin, doch es ist nur ein Verweilen in heiterer Lust: die ganze Wildheit und Kraft seiner Jugend zeigt er wieder bei Schaffhausen, wo er in Regenbogenfarben zerstäubend, sein cristallenes Naß zu Thal stürzt. Aber er will in seinem ungestümen Drange nicht zu nah beobachtet sein: wer von der Höhe herab den Rheinfall von Schaffhausen sieht, der erblickt die Najade im meerfarbenen Gewand mit dem luftigen, Perlengestickten Schleier, wer hinab-

steigt und nahe hinzutreten will, dem zerrinnt die zauberische Gestalt und mißmuthig scheint sich der Rhein abzuarbeiten an dem Gestein.

Beruhigt fließt er weiter, fern von der Heerstraße durch ein Land so waldesgrün oft, so anmuthig, daß man staunt, es nicht mehr gepriesen und bewundert zu hören. Der Rhein lernt nun dienen und sich auch finden in die Alltäglichkeit der fruchtbaren Ebene. Es ist das alte Land der Burgonden, das er dann durchzieht, und in den Werkeltag hinüber tönen die Heldenklänge der Nibelungen, nachdem kaum verklungen ist das Lied des Dietrich von Bern. Ach und in noch älteren Tagen, wie ward da um ihn so heiß gestritten, wie wurden seine grünen Wellen so blutig roth gefärbt durch Römer und Germanenblut! Aber aus dem Kampf der stolzen Weltbeherrscher mit den blondhaarigen Barbaren ging siegreich das Kreuz hervor, das Heiligthum der Wälder ward zerstört nnd seine Herrlichkeit erhebt sich neu, vergeistigt, im Gestein, die schönsten Dome spiegeln sich fortan im Rhein, von jenem Straßburger Münster an, bei dem lange nur klagend der deutsche Strom vorüber zog, bis hin zur schönsten der Kathedralen, an der die Jahrhunderte gebaut und die, hochsinnig und begeistert, als ein Symbol deutscher Einheit und Andacht, König Friedrich Wilhelm der Vierte vollenden hieß, — dem Dom zu Köln.

Der Rhein ist ein christlicher Strom geworden, so gut wie er ein eminent deutscher ist!

Das heilige Werk des Bonifacius, an den Ufern des Rheins hat es Gestalt gewonnen, mit ihm aber ist

die deutsche Nationalität erst gefestiget und geweiht. Jene Kunst, die dem lautlosen Wort Flügel lieh und dazu dienen mußte, tausendfältig das Wort Gottes dem deutschen Volke in seiner Muttersprache zu überliefern, auch sie ward am Rhein in demselben goldenen Mainz geboren, wo des Bonifacius Erzbischofstuhl sich erhob. Deutsche Könige und Kaiser sind am Ufer des Rheins gekürt und auf den Schild erhoben worden, seine Schiffe haben deutsche Kaiserbräute mit fröhlichen Wimpeln getragen, den Glanz deutscher Feste haben seine Fluthen wiedergespiegelt und Deutschlands Edelste sind gekommen und haben gesucht der Nibelungen Hort zu heben, der für immer in des Rheines Tiefen liegt und Keiner ist je unbefriedigt weiter gegangen, denn ein unerschöpflicher Schatz von deutscher Poesie, Sitte und Kraft liegt da geborgen!

Mainz und Köln, — sie bezeichnen die vollste reichste Lebenspracht des Rheins: zwischen ihnen bewegt er sich hin, wie in sehnender und dennoch reich befriedigter Liebe, durch den Garten Deutschlands, den lachenden Gau, durch die Berge und Felsen mit den zinnenreichen Burgen, Kirchen und Ruinen, da, wo trotzig, tüchtig und achtunggebietend das mittelalterliche Bürgerthum sich aufgebaut und da, wo der Ritter einsam, — schützend oder dräuend, — gehorstet! Vorüber zieht er, der leuchtende, wallende Strom, mit immer neuer Kunde, ob Sonnenlicht ihn glitzernd erhellt, ob milder Mondenschein silbern sich in ihn ergießt, vorüber an dem Eldorado des deutschen Studenten, voll Lied und Klang, wie an der Stätte geisterhafter nächtlicher

Sage, an dem breiten Stein der Ehre, wie an dem Felsen, von dem die Stimme der Lorlei erschallt, — immer ein neues Bild, überall Sage, Lied und Gedicht; bereichert durch seine Nebenflüsse kann der Rhein stolz von seinem Gebiete sagen: „Könige sind meine Vasallen!“

Wir blicken von Köln noch einmal zurück, als sähen wir dem Schiffe nach, das die eilftausend Jungfrauen zur seligen Wallfahrt und zum Märtyrertode trug: die Alpen gaben dem Rhein die erste Weihe, — jener „versteinte selige Gedanke,“ der Dom von Köln, entläßt gesegnet ihn zum Lande des edelsten der deutschen Helden, zu Siegfrieds Niederland und zum Meer: Der Rhein ist das Symbol der Herrschaft: „vom Fels zum Meer,“ von der Deutschland die hehre Vollendung seiner Geschicke hofft! —

Doch wozu dient ein Panegyrikos des Rheins in dieser Zeit? Ward er jemals feuriger geliebt als wie jetzt, wo die Tausende und aber Tausende der waffenfähigen Deutschen sich gedrängt haben zur „Wacht am Rhein,“ wo Frauen und Kinder ihnen nachgesungen haben: „Zum Rhein, zum deutschen Rhein,“ als gälte es wenigstens die Herzen mitzugeben und den Schwur im Namen des Geschlechts, das folgen wird; jetzt, wo die rothe Mosel das Blut der Helden dem grünen Rhein zugeströmt hat, die für seine Freiheit in den Todeskampf gezogen sind, jetzt, wo der Straßburger Münster wieder ungetrübt sich spiegelt im deutschen Rhein?

Nein, nein, wir brauchen nicht um Liebe für ihn

zu werben, aber freuen wollen wir uns seiner, und im Geist eine fromme Wallfahrt machen an seinen Ufern, preisend, daß seine Geschichte immer neue Helden und neue Lieder weckt, und wollen Dankgelübde ablegen auf jedem Schritt, der uns die Kunde wiederbringt, daß er ein freier Strom ist, eine machtvolle Lebensader des christlichen Volkes und Reiches der Deutschen!

Ueber die Bedeutung der Persönlichkeit in der Gegenwart.

Eine Zeit lang schien es, als ob die Persönlichkeiten und ihre Macht im Leben immer mehr zurücktreten müßten, und wie auch die politischen Formen waren, in denen das Leben der Völker sich bewegte, man konnte glauben, die europäische Gesellschaft würde einen republikanischen Gleichheitscharakter annehmen und die Zahl entscheiden. Denn eine gewisse Bildung und Erkenntniß sollte ja durchschnittlich Allen zu Theil werden, und erfüllt von den Segnungen der Aufklärung, wähnte man vielfach, das ganze ethische Wesen des Menschen folgte ohne Weiteres seiner Intelligenz, und das bekannte Wort des Philosophen Cartesius: „ich denke, also bin ich" müßte weiter heißen: „wie ich erkenne, also bin ich und werde ich sein!"

In dem Enthusiasmus für die Bildung Aller sah man die hervorragenden Geister nur als solche an, die zu dieser Gleichheit zu führen berufen waren, und ein Humboldt schien seinen Kosmos nur geschrieben zu haben, damit Alle ihn reproducirten. Ja, das Priesterthum Aller, das Luther im tiefsinnigen und gottbegei-

sterten Verständniß der heiligen Schrift wieder erkannt und neu verkündet hatte, meinte man zunächst im Weltlichen, im Wissen verwirklichen zu sollen.

Und ist nicht ein Großes und Herrliches damit gewonnen, daß der Anspruch Aller an Erkenntniß und Bildung proclamirt wurde, ist nicht durch die Verbreitung von Bildungsmitteln und Kenntnissen ein ungeheurer Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit angebahnt, erscheint uns nicht der Wissende als ein Mündiger, der Gebildete als ein Berechtigter in allen Kreisen? Ist es nicht heilsam und fruchtbar, daß Wissenschaft und Gelehrsamkeit gezwungen wurden, von kahlen Höhen in das wirkliche Leben herabzusteigen und sich allgemein verständlich zu machen, ja mit edler Form die Menge anzulocken? Dürfen wir Deutsche nicht stolz darauf sein, wenn wir während des gegenwärtigen Krieges viele Stimmen des Auslandes hören, welche, freilich mit Uebertreibung und Einseitigkeit, verkünden, durch unsere Schulbildung besiegten wir Frankreich? Und können wir nicht wirklich dem Motto unserer Stammverwandten jenseits des Wassers: „Zeit ist Geld, Geld ist Macht“ das edlere entgegenhalten: „Wissen ist Macht?“

Wer wollte sich nicht freuen, wenn das Licht der Erkenntniß dunklen Seelen aufgeht, wenn der Prometheusfunke in ein träumendes Naturleben fällt, wenn ein armes, enges Seelengebiet sich erweitert und bevölkert, wenn Viele in den Mitbesitz idealer Güter großer und edler Geister treten und dadurch wirklich ihre Genossen werden können? Ja, es ist auch wahr, daß die Arbeit eines intelligenten und unterrichteten Volkes — wir sahen

es jetzt bei uns — gewaltige Resultate erzielt, daß sie großartige Dimensionen annimmt, gerade weil da die Intelligenz, die Mühe und der Eifer von Vielen zusammen kommen und auf allen Gebieten einen Wetteifer, ein Ringen erzeugen, wie das durch den Impuls und die geistige That einzelner, einsam hervorragender Riesengeister niemals möglich ist. Auch eine gewisse Milde und Feinheit der Sitten tritt unverkennbar mit der Verbreitung geistiger Cultur in einem Volke auf.

Dennoch giebt es eine große Zahl achtungswürdiger Menschen, die nicht durch diese großen Vorzüge der „Bildung für Alle“ enthusiastisch erregt werden. Die ernsten, gläubigen Christen und die tieferen, poetischen Naturen als solche begegnen sich immer von Neuem, wie sehr sie auch sonst auseinander gehen mögen, in der Klage über die sogenannte Aufklärung und deren Folgen. Sie machen mit Recht geltend, daß die Doctrin darin auf Kosten der Natur sich erhebt, daß eine Durchschnittsbildung Aller höchstens brauchbare Mittelmäßigkeiten hervortreiben kann, daß das ethische Leben oft von dem, was die Intelligenz aufnimmt, unberührt bleibt, ja, daß der ganze sogenannte Bildungsprozeß vielfach ein rein mechanischer wird und ein halbes Wissen hervorruft oder doch eins, was noch lange nicht mit dem Können identisch ist, — und daher, wie die Schrift es nennt: ein Wissen ist, das da „blähet.“

Dieses Wissen, die ganze moderne Intelligenz, steht oft im engsten Bunde mit der Mode, deren leerer Verallgemeinerung und geistlosen Willkür: auch dies ist es, was tiefere poetische Naturen gegen die Aufklärung des

Jahrhunderts einnimmt; sie sehen da, wo die gepriesene moderne Cultur herrscht, die individuelle Färbung, Volkssitte und Volksrecht verschwinden und die Natur der Menschen selbst bedroht, zerbröckelt, während sie Nichts so ersehnen, als wie die Befreiung und harmonische Entwickelung der Individualität, und darin wieder sich mit den gläubigen Christen begegnen, deren Ziel die Wiedergeburt ist.

Diese Opposition gegen die moderne Aufklärung kam ebenso wie diejenige gegen die Verknöcherung einer früheren Zeit in der Litteratur und Kunst zum Ausdruck und zu einer wirksamen Machtentfaltung. Da sehen wir in der Dichtung, besonders im socialen Roman, die Helden auftreten, welche im Kampf gegen die Prosa der Wirklichkeit siegen oder untergehen. In den modernen Salon, mit seinem künstlichen Lichte und Leben, treten sie hinein, mit ihrem oft fieberhaften Wesen, mit ihrem Schrei nach Natur und Wahrheit; — sie locken hinaus oder stürmen doch selbst hinweg in die Wildnisse der Natur: das Meer und der Urwald, das unersteigliche Gebirge, die ferne Wunderwelt anderer Zonen, die Leidenschaften naturwüchsiger Menschen, das Alles ist es, was diese Dichtungen der Gegenwart darzustellen wußten, um ihr einen Spiegel vorzuhalten; auch unbekannte oder doch fernliegende Gebiete der Geschichte mußten sich aufthun und beleben und der modernen Welt Poesie mittheilen. Man bediente sich der neuern Verkehrsmittel, deren prosaischen Charakter man doch verachtete, um die ganze Erde zu durchziehen und die Wunderblume wiederzufinden, die man verloren hatte!

Eine Fülle von poetischem Stoff ist so wirklich dem Leben zugeführt worden und hat die philisterhaften Anschauungen, wie die abstract verständigen mit Erfolg bekämpft, die Welt ist mit Ideen gesättigt worden und Meister der Form gestalten den verschiedenartigsten Inhalt zum Kunstwerke. Vor Allen ragt Deutschland in diesen Bestrebungen hervor. Aber wie ein Zug von Weltschmerz und Unbefriedigung meistens durch unsere modernen Dichtungen geht und der Physiognomie ihrer Helden selten fehlt, so vermochten auch die Dichter nicht die Wirklichkeit im Großen umzugestalten, nur Sehnsucht und Unruhe erweckten sie; vorbereitend, anregend, begeisternd zu wirken, war das Höchste, was sie in der Welt erreichten. Damit ein gesundes Gleichgewicht wieder für diese moderne, deutsche Welt möglich werde, mußten zwei Factoren noch sich mächtig beweisen: von Neuem mußte eine Reaction der materiellen Interessen gegen die geistige Ueberfeinerung und Ueberproduction sich geltend machen und vor Allem das Evangelium sollte von Neuem seine Macht über die Gemüther entfalten!

In der Reaction der Poesie gegen die Prosa hatten überwiegend das Herz, die geistige Natur der Modernen sich durchzusetzen gesucht; dem einfachen Lebensbedürfniß, wie der gesteigerten Genußsucht zu genügen, trat die Reaction der materiellen Interessen ein, — bei allen diesen Bestrebungen wurde aber dem Gewissen der Menschen nicht sein volles, heiliges Recht, und das Gewissen zu wecken, zu stärken, zu beleben und zu versöhnen ist ja ein für alle Mal die Aufgabe des Christen-

thums. Aber auch die, welche in dem Ringen um die materiellen Güter zu kurz kommen, — die Stiefkinder der modernen Gesellschaft, des Industrialismus, — können allein durch das Evangelium getröstet, gehoben, mit ihrer Lage versöhnt werden. Größer als je wurde die Bedeutung der Kirche, als man sie schon zu den Ruinen der Vergangenheit zählen zu können geglaubt hatte!

Welch' ein Kampf entbrannte nun in den Revolutionsjahren zwischen den verschiedenen Richtungen, den geistigen und den Naturgewalten! In dem brandenden Meere entfesselter Leidenschaften sah Jeder sich nach etwas Festem um; feste Norm, Begründung, Fundament, das begehrten Alle, die nicht in dem Zustand des Rausches und des Taumelns Wohlsein fanden. Wie Viele haben nicht dieses Feste in der Pflege der materiellen Interessen, wie Viele nicht in den festen politischen Formen gesucht, wie Viele in einer Vereinigung beider und in einer Vereinigung des Schönsten und Besten der Vergangenheit, rein für den Nutzen der Gegenwart, unbekümmert um die Zukunft! Aber überall fast verzweifelten doch die strebenden und tieferen Geister, die gewissensernsten Menschen an der Gegenwart, wenn sie sich nicht gründeten auf den Fels der Zeiten, wenn die selige Botschaft von dem Gott, der die Sünde haßt und die Sünder liebt, der ein verborgener Gott ist und sich doch denen offenbart, die ihn mit Ernst anrufen, ihnen nicht in Geist und Gewissen drang. Diese tieferen Geister aber mit ihrem Gewissensdrange bereiteten die neue Zeit vor, in deren Anfängen wir nun stehen, die uns wie Alpenluft anweht.

In jener bangen, schweren Uebergangszeit gab es einen Fürsten, dessen größter Glanz nicht war, daß er eine Krone trug. In ihm, in König Friedrich Wilhelm IV., lebte eine Seele, fähig zu lieben und zu verstehen Alles, was da lebt. Aber erst in seinem Erliegen wurde seine ganze Bedeutung klar, da verglich man ihn mit der zerbrochenen Nardenbüchse, deren heilsamer, balsamischer Duft das ganze Haus erfüllte. Ueberall spürte man nun seinen Einfluß, seine Wirkungen, überall sah man Keime, die er gelegt hatte, hervorwachsen; unschätzbar sind seine Verdienste um die Wiederbelebung der Kirche: vereint mit den frommsten Geistern der Zeit hat er eine neue Aera des christlich germanischen Lebens angebahnt.

Erst durch die Wiederbelebung der Kirche begannen im Leben sich wirklich Idealität und Realität, Humanismus und Personalismus zu decken, erst in dem Kampfe der verschiedenen Richtungen lernte man wieder den Dingen, wie den Persönlichkeiten ihr Recht geben, erst jetzt erstarkten die gesunden Charaktere wieder im öffentlichen Leben und für dasselbe, die sich Bahn brechen und zugleich ihre Naturbasis bewahren.

Ein gefeierter Schriftsteller der Epoche, worin die Prosa der Wirklichkeit wie ein Leiden auf allen poetischen Naturen lastete, der Engländer Bulwer, nennt einmal seine Zeit ein Zeitalter kleiner Namen und bezeichnet damit kurz und treffend das, was den Schmerz und die Sehnsucht jener Naturen ausmachte. Ja, das Menschengeschlecht bedarf immer großer Namen, um seiner Bestimmung, seiner Abkunft bewußt zu bleiben, — nur

große Persönlichkeiten bringen die letzte treibende Kraft in den Proceß des öffentlichen Lebens, nur sie bringen das, was in den Massen gährt, zur Klarheit, nur sie machen dem Volk seine gegenwärtige Geschichte in großen Zügen und Lebensbildern lieb und verständlich. Wohl uns, daß eine Zeit wieder begonnen hat, die diesem Bedürfnisse entspricht!

Der Mann, dem es vor Allen beschieden war, eine neue Epoche herbeizuführen, der mit einer in der Geschichte seltenen Charakterwucht sich Bahn gebrochen hat, — nicht nur durch eine Welt von Feinden, sondern entgegen der ganzen Fluth politischer Meinungen und Ansichten, Gefühle und Leidenschaften, welche im Moment seines Auftretens auf der Weltbühne die herrschenden waren, — der Mann, welcher Haß und Liebe erweckte, — Graf Bismarck, — ist von allen geistigen Strömungen der Zeit ergriffen worden und hat sich doch ganz aus dem Boden, dem er ursprünglich angehörte, mit starker Naturkraft entwickelt, durch das Evangelium innerlich gereinigt und versöhnt, — daher der Gegensatz von Anziehendem und Abstoßendem in dieser Persönlichkeit, — daher der sich zuletzt überall durchsetzende Zauber dieser Erscheinung, daher die machtvolle Wirkung seines Lebens nicht nur auf die gesammten politischen Verhältnisse, sondern auf das Leben selbst! Als der Zerstörer deutscher Einheits- und Staatsideale gehaßt, gab er, wenn auch nicht ohne blutige Opfer, dem deutschen Volke seine nationale Gestaltung, einen lebensfähigen, staatlichen Organismus wieder, — der feudale Junker ist der Freund der patriotischen Liberalen ge-

worden, der Stockpreuße und Aristokrat der Liebling, der Held des ganzen deutschen Volkes, man liebt den Aristokraten, der es verstanden hat, die geistige Aristokratie dieses deutschen Volkes für seine Ideen zu verwerthen, man liebt den Staatsmann, der den Duft der heimischen Wälder mitbrachte in die Salons der Diplomatie, die er so vollständig beherrscht, man bewundert den Christen, der ein eminenter Lebensvirtuose ist! —

Es ist bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des Grafen Bismarck, daß nur die Portraits sie wirklich darstellen, in denen er in ganzer Gestalt erscheint: der Kopf, so merkwürdig und ausdrucksvoll er ist, giebt doch nicht genügend den Eindruck von der Hoheit, der Spannkraft und dem geistigen Ebenmaaß des Mannes, aber wenn man die Gestalt sieht, die ziemlich um Hauptes Länge „alles Volk“ überragt, so stattlich und so elastisch zugleich, die ritterliche Haltung, dann wird der ganze Bismarck in seiner Bedeutung und gewinnenden Persönlichkeit verständlich. Ebenso war es nothwendig, daß der Graf ganz und in voller Größe in den Vordergrund der deutschen Geschichte trat, damit er der Gegenstand des Vertrauens, der Bewunderung für alle Patrioten werden konnte, der er geworden ist. Nun kennen ihn Alle, der so frei sich selbst bestimmt und doch so gern in des Königs Rock erscheint, der so unerschrocken handelt und doch noch nie über ein Schlachtfeld ritt, ohne im Geist bewegt, den Todten und Verwundeten sich verantwortlich für seine Politik zu fühlen, ihnen und dem, der über den Wolken thront!

In dem Bilde des großen Grafen bleibt für Viele

der anziehendste Zug seine ritterliche Vasallentreue und Hingebung für seinen König und Herrn. Aber wie sollte ein Mann von dem Gemüth und den Traditionen Bismarcks ihrer auch entrathen können, da das preußische Königthum der Felsengrund war für seinen genialen Bau und König Wilhelm der Mann der Herzen ist, den die Besten der deutschen Nation sich erküren zum Feldherrn und Leitstern und den die deutschen Helden emporheben auf ihren Schildern? So lauter, so klar hat selten wohl ein Lebensspiegel das Beste und Lichteste einer ganzen Epoche wiedergespiegelt, wie das Leben unsers königlichen Herrn es vermochte. Seine Aehnlichkeit mit dem Vater, dem Heldenkönige einer früheren großen Zeit, wendete ihm früh die Sympathie des preußischen Volkes und der Armee zu, und später erkannte man auch in ihm den Erben des Gemüths der Mutter, jener „Unvergeßlichen und viel Beweinten," die in der glücklichsten Ehe lebend, dennoch an dem Elend ihres Volkes verblutet war. Am Throne seines Bruders stand König Wilhelm einst als der erste Unterthan und treuste Diener, Allen vorleuchtend in strenger und einfacher Pflichterfüllung; schlicht und bescheiden in Lebensgewöhnung und Sitte war er, und doch die imponirende Erscheinung eines stolzen, fürstlichen Kriegers. Wohl meinten Manche, er könne einst nur ein Soldatenkönig werden und er ist auch ein solcher geworden, der echteste Repräsentant seiner Armee: so lieben ihn die Soldaten, so fühlen sie sich eins mit ihm, so jubeln ihm jetzt Hunderttausende, aus allen deutschen Gauen auf blutigen Schlachtfeldern siegend, ja noch sterbend zu, — aber er

ist immer gewachsen mit seinen großen Zwecken und Vielen viel geworden, so daß ihn die Fürsten und das Volk der Deutschen, als ihren Herzog, ihren Kaiser begrüßen. Ja, wer die schöne greise Heldengestalt sieht, die selbst den Feinden den Ausdruck entlockt „quel beau vieillard," der wird an den Traum des deutschen Volkes vom Kyffhäuser erinnert und glaubt den Heldenfürsten zu sehn, dem verkündet ist, seinen Schild an einen Rosenbaum im Elsaß aufzuhängen. Und was man auch an ihm rühmen mag, — seine Pflichttreue und Arbeitslust, seine militärischen oder Regententugenden, — mehr als Alles öffnet ihm die Herzen der Adel der schlichtesten Natur der unmittelbarsten Wahrheit und Herzlichkeit, die fromme Demuth, welche den Sieggekrönten treibt, alle seine Sieges- und Ehrenkränze Gott darzubringen, während die Liebe, die ihn in der Fülle von beinah beispiellosen Erfolgen immer zuerst an die Opfer derselben denken läßt, ihn Allen noch menschlich näher bringt.

Neben dem Vater steht der Sohn, den man so gern den „jungen Fritz" nennt. Die seiner blühenden Schönheit entsprechende Milde und Reinheit der Sitten, alle Tugenden des Privatlebens, welche der Deutsche so schätzt, erhielten größeren Werth und Reiz, seit der Friedliebende den Heldensinn seines Hauses bewährte und eine ungewöhnliche Klarheit, Besonnenheit und Sicherheit als Feldherr zeigte. In dieser ruhigen und reinen Hand sieht man so gern den Kommandostab und dieses blonde Haupt, diese heitere und helle Stirn scheinen für den Siegeskranz von deutschen Eichen wie geschaffen.

Wenn der Kronprinz fest und unerschrocken den ganzen Einsatz gemacht hat, welchen der Zweck erfordert und der Sieg ist dann errungen, so weiß man ihn beim Victoriaschießen schon mit dem Ausdruck der wahrsten Theilnahme bei der Leidensgestalt auch des geringsten verwundeten Soldaten verweilen; und wie man ihn für glücklich hält, nennt man ihn auch beglückend.

Dagegen der Neffe des Königs, Prinz Friedrich Karl, erscheint wie der Vertreter des alten preußischen Spartanerthums, so lebt er in der Phantasie des Volkes der Soldaten; auch etwas von dem trotzigen deutschen Reckenthum erkennt man in ihm, sein ernstes Gesicht und Wesen kann wohl den Freunden hold erscheinen, und sich in Güte und Großmuth erschließen, aber im Ganzen trägt es etwas von der strengen zürnenden Miene des Schlachtengottes an sich, den Feinden scheint er als der Soldat per excellence, der Wortkarge und Thatengewaltige, dessen Name schreckt und fesselt.

Fürstliche Helden wie diese haben wohl kaum je seit den Tagen Dietrichs von Bern einen Waffenmeister besessen für ihre Ehre und die Sache lebend wie Graf Moltke einer ist. Aber der große Stratege vom niederdeutschen Stamm, mit allen Heldentugenden desselben und allem Gottvertrauen geschmückt, ist in ganz eminenter Weise Meister der modernen Bildung und darin besteht seine eigenthümliche Genialität, daß er die Theorie practisch zu handhaben weiß, wie kein zweiter und daß er die zahlreichsten und vielseitigsten Mittel und Zwecke stets im einheitlichsten Sinne mit voller Ernergie beherrscht.

Auch in dem glaubensstarken Manne, der in der parlamentarischen Sturmfluth, wie im Kriege, als ein Fels bewährt ward; in dem Kriegsminister von Roon erblicken wir mit Stolz einen der Helden der Nation, und sodann weilt das Auge freudig auf dem Kreise der Führer, deren Namen die Armee mit Vertrauen nennt und die ihren Platz in der Geschichte mit bedeutenden Leistungen, mit kühnen genialen Thaten, mit heroischer Aufopferung errungen haben.

Ja, das deutsche Volk kann nicht mehr die Nation der Schulmeister genannt werden, nicht mehr der Kosmopolit unter den Völkern, welcher des eignen festen Bodens entbehrt! Aus seinem universellen Drange, aus seiner Schulbildung und Methodik, aus seinem idealen Ringen und Streben, aus seiner Vertiefung in die antike Welt ging es endlich erstarkt hervor; wie einer seiner Dichter es will, so ist es geschehen: es hat am Fremden das Heimische lieben gelernt! Und so wie aus einer Wolkenhülle manchmal siegreich das Sonnenlicht hervorbricht, so macht sich die göttliche Leitung unserer Geschicke unwiderleglich in den Zeiten der Gefahr, Läuterung und Bewährung kund und es erwacht das Gefühl der Ehrfurcht, der Abhängigkeit von Gott wieder, das von jeher dem deutschen Volke seine Simsonskraft gab. So haben selbst die Lehranstalten, die Gelehrten, welche der Geschichte, der That am entfremdetsten erschienen, Antheil genommen, vollen lebhaften Antheil an der großen patriotischen Erhebung; die Schule will wieder für das Leben, für das Vaterland erziehen und sie steht mitten im Leben, in der Bewegung.

Es ist nichts Zufälliges und Willkührliches, daß grade im Heerwesen die deutsche Einheit und Eigenthümlichkeit zuerst in reiner Herrlichkeit ersteht! dieses Heerwesen ist wohl von allen unsern nationalen Schöpfungen der neuern Zeit die glücklichste, eigenthümlichste und bedeutendste. Der Kern desselben, um welchen sich die Kristallisation der übrigen Theile vollzog und noch ferner vollziehen wird — die preußische Armee, — dieses erstaunenswerthe Werk der Hohenzollern, hat in der Stagnation und dem Schiffbruch einer früheren Zeit viele von den besten Gütern einer langen deutschen und christlichen Kultur und die Vorzüge der ursprünglichen Volkskraft gerettet: Gottesfurcht, Zucht, Rittersinn und Ehre, Waffenbrüderschaft, Gehorsam, feste Geschlossenheit und Treue. Mit der körperlichen Gewandtheit und Tüchtigkeit ist darin auch später gleichmäßig Intelligenz und Bildung gepflegt worden, bis diese Armee den Beruf voll bewußt übernahm, das Werk der Volksschule fortzuführen und zu ergänzen. Wohl schien es in Friedenszeiten, als ob sie auf ihren Lorbeern ruhe oder als ob sie das Gesetz und die Uniformität bis zur Unterdrückung allen individuellen Lebens steigerte, aber es glimmte ein geistiges Feuer immer in ihr fort, daß nur eines schwachen Lufthauches bedurfte, um von Neuem hell und rein aufzuflammen. Besonders begann eine neue Zeit des Ringens und der Arbeit, der männlichen Begeisterung mit dem Revolutionsjahr von 1848 und volle ganze Menschen, wahre Ritter, lebenstüchtige Charaktere und hervorragende hochgebildete Geister haben sich in dieser Armee entwickelt, bei der strengsten Regel-

mäßigkeit wurde darin dem individuellen Leben der Natur ihr Recht gegeben.

Einmal mit der preußischen Armee verbunden, bedurfte es für die übrigen deutschen Heerestheile nur einer Feuertaufe, um mit ihr zu verschmelzen und so sind sie nun mit den Preußen vereint, die deutschen Stämme alle, ihre eigenen Fürsten und Fürstensöhne begleiten sie und ziehen vor ihnen her und wie sich zu den edlen schwarzweißen Fahnen Preußens, das kaiserliche Purpurroth gesellt, gefärbt in Strömen des edelsten und besten Blutes, so tauchen in dem großen Heer die Farben alle wieder auf; lustig wehen die Fahnen und Fähnlein, die jemals an deutschen Lanzenschaften geflattert haben: im Lager König Wilhelms ist ebenso Deutschland, wie es nur je auf den roncalischen Feldern war. — Wie die verschiedenen Stämme mit ihrer Eigenthümlichkeit in diesem deutschen Heerwesen vertreten sind, so achtet man darin die Vorzüge des Städters, wie des Landmannes, die der verschiedenen Berufe nach ihrem Werth; die Mannigfaltigkeit der Waffe wird gebraucht, um das mannigfaltige Material der Mannschaften richtig zu verwenden.

Jeder Truppentheil hat seine Geschichte und das Gepräge, das sie giebt, ehrt den Träger; in dieser uniformirten Armee ist Alles individuell, jedes einzelne Regiment hat seine Helden und beliebten Kameraden, seine wahren Standartenträger, wie seine Humor erweckenden Persönlichkeiten, selbst Shakespeare'sche Narren fehlen nicht, die daneben doch brauchbare Menschen sind.

Neben den eigentlichen Helden der Zeit könnten

wir noch Viele in andern Gebieten, könnten auch Frauen nennen, die ihrem Geschlecht zum Vorbild und lockenden Beispiel dienen und die der Helden in aufopfernder Liebe und thatkräftiger Barmherzigkeit werth waren. Aber die Frauen haben ihre Aufgabe nicht gelöst, so lange sie unser Vaterland nicht frei gemacht haben vom Dienst und Joch der französischen Mode. Was hilft es uns, daß man während dieser Kriegszeit einfachere Trachten und Frisuren sieht, einfacheren Sitten huldigt, wo das Gegentheil der Situation und dem Gefühl Hohn spricht; was hilft es uns, wenn deutsche Modisten und Lieferanten, nachdem sie sich französisch gebildet haben und nur als Modeköpfe denken können, uns Moden nach ihrer Erfindung als deutsche Moden geben? das ist doch nur ein anderer Name für dieselbe Sache, vielleicht mit mehr, vielleicht mit weniger Geschmack, sicher aber, wenn nicht heute, doch morgen hinauslaufend auf dieselbe verschwenderische natur- und geistlose Veränderlichkeit! Von der Sache selbst wollen wir befreit sein, von dem Luxus, der Willkühr, die nicht nach Stand, Alter, Vermögen, Individualität fragen; wir wollen eine Tracht, die allen Individualitäten Freiheit läßt, und die zugleich beruht oder im Einklang ist mit einer für Alle geltenden, guten, deutschen Sitte, eine Tracht, die der Mannigfaltigkeit Spielraum läßt, aber nicht der Unzartheit und Extravaganz.

Durch die Herrschaft der Mode wird zunächst von Außen, dann aber auch von Innen die Persönlichkeit und zwar vor Allem die weibliche zerstört, es gilt also sie von dieser Feindin zu befreien! Werden sich dazu

die Heldinnen finden, darf Deutschland diese unter seinen Fürstinnen suchen?

Vielleicht hat nichts der unglücklichen Kaiserin der Franzosen so geschadet, als daß sie mit ihrer schönen fürstlichen Persönlichkeit das Modekupfer abgab für Frankreich, ja für Europa. Eine Fürstin, die man immer als solches betrachten lernt, wird ja zuletzt für identisch gehalten mit aller Eitelkeit, allem Tand, allem Luxus der Mode und mit der schonungslosen Nicht=achtung aller wirklichen Verhältnisse, welche jene so oft mit sich bringt.

Wir finden das Volk, das mit dem tyrannischen Zepter der Mode und mit den Gleichheitsidealen fast in allen Dingen Europa zu knechten suchte, und, ach, nur zu oft geknechtet hat, in seiner größten Krisis fast ganz ohne Persönlichkeiten, ohne Charaktere, an denen es sich erheben und regeneriren kann. Als der Kaiser Napoleon aufhörte, ein seine Ziele fest verfolgender Mann mit eigenthümlichem, bedeutsamen Gepräge zu sein, da verlor er seine Macht, früh gealtert erscheint sein Leben nun wie schaal und abgestanden, während das seines so schnöde herausgeforderten Gegners dem edlen Weine gleicht, der, je älter, je besser seine Kraft geltend macht.

Napoleons Marschälle und Generale haben ihre ephemere Berühmtheit fast alle wieder eingebüßt, und Thiers hält den Franzosen immer wieder lockend und gleißend ihr eigenes Bild vor. So ist es drüben, so wäre es ohne Gottes Beistand bei uns geworden!

Es giebt nur eine Quelle, an der das Leben der

Einzelnen wie der Nationen sich wieder verjüngt, nur ein Feuer, das läutert und stählt, wir finden, was wir brauchen und was wir unsern Feinden wünschen möchten: — die eigentliche Wiedergeburt, die Persönlichkeiten bildende Macht — nur im Christenthume! —

Schiller's Jungfrau von Orleans

als Eigenthum beider kämpfenden Nationen.

Es erscheint uns in diesem Augenblicke märchenhaft, wenn wir daran erinnert werden, daß Frankreich und Deutschland einst als Theile eines zusammengehörenden Ganzen betrachtet wurden, und daß man sie nur als das westfränkische und das ostfränkische Reich unterschied. Aber wenn wir uns über unser Verhältniß zu dem feindlichen Nachbar klar werden, so erkennen wir bald: nie könnte die Entzweiung so blutig, so hartnäckig, so immer erneut erscheinen, läge ihr nicht jener Haß zum Grunde, der nur zwischen denen entstehen kann, die ursprünglich auf einander bezogen und mit einander verwandt waren. In dem Streite zwischen solchen soll der Keim zu einer innigeren Vereinigung liegen, und wer unter uns wollte leugnen, daß der Genius Frankreichs schon oft befruchtend für uns gewesen ist, und daß hinwiederum das Beste und Herrlichste in der Vergangenheit des Vaterlandes dem germanischen Element zu danken ist?

Eine höchst merkwürdige Wahrnehmung ist es, die leuchtendste, reinste und poesievollste Gestalt der mittleren

französischen Geschichte — die Jungfrau von Orleans — gewissermaßen als ein Symbol, für das zu erkennen, was beiden Nationen an echtem Gehalt gemeinsam angehört und daß ein deutscher Dichter es war, der diese schönste Blüthe der französischen Nationalität mit einer zarteren und verständnißvolleren Liebe erfaßt hat, als wie ein französischer Künstler oder Poet es jemals vermochte. Ja, wir dürfen kühn behaupten, die gesammte französische Kunst und Litteratur hat keine Huldigung für die Jungfrau von Orleans aufzuweisen, keine poetische Reproduction ihrer Geschichte, welche nur entfernt mit der Verherrlichung zu vergleichen wäre, die Schiller ihr durch seine unsterbliche Tragödie zu Theil werden ließ, und vielleicht kennzeichnet nichts so den Verfall des französischen Volkes, als daß Voltaire es wagen konnte, den reinen Namen der Jungfrau auf das Frivolste zu mißbrauchen. Gedenkt man daran und kehrt dann zu Schiller's Werk zurück, so darf man wohl sagen: unser Volk, stets groß in der gerechten Würdigung fremden Werthes, bekundet hier eine tiefere Liebe für den Genius Frankreichs und seine edelsten Träger, wie die Franzosen es selbst gethan haben. Wenn wir uns in diesem Moment hier mit dem Drama unsres Dichters beschäftigen, so leitet uns nicht das Interesse des Aesthetikers und Philosophen, ihnen wollen wir es überlassen, die romantische Tragödie kritisch zu zerlegen und neben ihren Schönheiten Fehler und Schwächen nachzuweisen, die freilich unschwer zu finden sind: wir wollen uns nur der Freude an dem schönen Symbol dessen hingeben, was uns mit unsern gegenwärtigen Feinden einst vereint hat und,

will's Gott, wieder vereinen soll, ja, wir möchten uns von dem Funken des Feuers entzünden lassen, das ihrem echten Nationalheiligthum entstammt!

Freilich ist es wahr, die Jungfrau von Orleans wuchs aus demjenigen Boden Frankreichs hervor, auf welchem sich das germanische Element am reinsten und kräftigsten erhalten hatte. Es ist in dieser ganzen wunderbaren Erscheinung die Wirkung des ursprünglichen Lebensbornes erkennbar, in dessen reinem Krystall wir unser eigenes Leben und das unserer Feinde verjüngt sehen möchten.

Die Geschichte hat uns von der Jungfrau von Orleans nichts überliefert, was an Amazonenthum erinnerte, und der Dichter führt uns ihre erste Jugendepoche so vor Augen, daß wir dadurch an die heiligen Haine gemahnt werden, in denen man einst reine Jungfrauen zu Priesterinnen erzog. Dabei umgiebt ihre Kindheit und Jugend, — mit allem Wunderbaren, das ihr eigen war und eigen sein mußte, — der volle Zauber des Idylls, mit allen Tugenden und Vorzügen eines berufstreuen, arbeitsamen ländlichen Lebens, eines Lebens, aus welchem uns der Duft des Waldes und der würzreichen, saftigen Thalgründe anweht. Man könnte glauben, bevor Schiller die Jugend der Jungfrau uns anschaulich machte, hätte er sich in die Jugendgeschichte David's vertieft und eine dem Hirtenkönige und Gotteshelden ebenbürtige Schwester in ihr schildern wollen. Auch sie ist Hirtin, und in der Einsamkeit und den Erfahrungen eines solchen Lebens erstarkt ihr Glaube und bildet sich ihre Sehergabe aus. Echt weiblich ist

der Charakter der Hirtenliebe in ihr, jener Liebe, die die Lämmer an den Busen nimmt und die dem Bilde der höchsten Liebe zu dienen gewürdigt wurde; zuerst durch sie wird sie Heldin:

„Denkt nach, wie sie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Thier, das unsre Heerden
Verwüstete, den Schrecken aller Hirten;
Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau,
Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blut'gen Rachen schon davon trug."

Im Hirtenleben lernt sie die Natur belauschen und deren verborgene Kräfte erkennen, welche auf noch geheimnißvollere und höhere hinweisen. Im Hirtenleben, so wie sie es erfaßt, lernt sie im Familienkreise sanftmüthigen Geistes dienen, zugleich aber erstarkt ihr die Liebe für die Einsamkeit und sie wird durch diese ausgesondert von den weiteren Zielen und Wünschen, Hoffnungen und Freuden der Familie. Still und für sich bei ihrem feurigen, innern Leben, hält sie alle Traditionen ihres Volkes fest, in der Einsamkeit denkt sie unabläßig ihres Landes und ihres Königs Drangsal und Noth. Bei heilsamen Beschäftigungen erstarkt ihr Leib und entwickelt sich zu jener herben Schönheit edelster Jungfräulichkeit, und wie sehr sie einem Traumleben mit heiligen Entzückungen und geheimnißvollen Schrecken hingegeben ist, findet über sie, die betet und arbeitet, der Satan nicht Gewalt, wie er sie über unbeschäftigte Gemüther in der Einsamkeit sonst so leicht gewinnt. Gefährdet aber kann sie nur erscheinen durch die Gewalt einer Phantasie, der sich Alles zum Bilde gestaltet; aber

diese Phantasie ist mit Erscheinungen der Bibel und der großen, frommen Vorzeit ihres Volkes erfüllt. Bei keiner seiner Dichtungen, die Räuber etwa ausgenommen, hat Schiller so in Erinnerungen aus der heiligen Schrift gelebt, wie in dieser, nirgends ist ergreifender die Großartigkeit gezeigt, welche auch dem einfachsten Menschen aus dem Volke der Verkehr mit Gottes Wort giebt.

In dieser einfachen, naturgemäßen Entwickelung kommt die Jungfrau zu Allem, was den besten Inhalt der Zeit ausmacht: das ist die Kirche, angeschaut in der verklärten Gestalt der Jungfrau Maria — der Himmelskönigin, das ist das mit dem heiligen Oel gesalbte Königthum und die Liebe für das schöne Vaterland, das königliche Frankreich; — sie selbst sollte dann einmal dem Ritterthum einen würdigen Gegenstand für seinen romantischen Frauendienst darbieten.

Die wahrste Weiblichkeit zeigt sich auch in der Furcht uud den Schauern, welche in ihrem Innern ihre Berufung begleiten; es liegt die vollste Gewalt einer mächtigen Erinnerung darin, wenn sie später die Mutter Gottes als die Furchtbare anredet, vor der sie zittert, wenn sie von ihrer wunderbaren Mission sagt:

„Ach, es war nicht meine Wahl.“

Ueberhaupt will sie ja nichts anderes sein, als die treue Magd der Himmelskönigin, als ihr demüthiges Kind, gehorsam selbst über das schwellende Herz hinweg! Ein stetes Aufschauen ist in ihr, ein Aufmerken auf den lächelnden oder zürnenden, dräuenden oder tröstenden Blick jener heiligen Augen.

In diesem Gehorsam vermag sie es, ohne Besinnen sich von Heimath und Familie, von allem Gewohnten zu scheiden und in das Leben der Fremde, des Kampfes, des Hofes, des Weltgewühls hinauszutreten. Sobald das verheißene Zeichen der Berufung in ihre Hand kommt, so macht auch dieser letzte Wink, dies Gebot von Oben sie zur Gottesheldin, es enthebt sie jeden andern Zeugnisses sowohl für sich selbst, wie für die bedrängten Krieger, die sie plötzlich, — ein Himmelsbote, — aus der gewissen Niederlage zum Siege führt. Wir begegnen in dem Vorspiele Schiller's wohl sinnigen Augen, die verwundert und erwartungsvoll dem Wachsthum der edlen Pflanze zugeschaut haben, wie sie zart und schlank über alle Gefährtinnen emporstrebte: plötzlich ist die Blüthe da, welche die Pflanze erklärt — es ist eine heilige Blume, uns erscheint sie als die Lilie, die Blume des französischen Königthums selbst! Nicht ohne Grund soll das Schwert, das nach der höheren Weisung aus der Gruft einer Vorzeit, die im Schatten der Kathedrale ruht, für die Jungfrau hervorgeholt wird, die goldene Lilie auf dem blanken Stahle zeigen: wir sehen darin eben ihr eigenes Bild! — Erkennen wir in diesem Allen echt germanische Züge und das Wesen einer ganz weiblich gebliebenen christlichen Heldin, so hat Schiller in der kriegerischen Action der Jungfrau das, was wir an dem französischen Genius lieben, in glänzender Schönheit wiedergegeben. Darin zeigt Johanna das, was die Franzosen von heute den „elan“ nennen, jene Schnellkraft, auf die sie mit Recht stolz sind; sie hat den melodischen und doch metallenen

Klang der Sprache, dessen dieses Volk fähig ist, das beflügelte und beflügelnde Wort, den heroischen Pathos der Franzosen. Auch in der Leidenschaft gab Schiller seiner Heldin romanische Züge. Diese, Vielen bei uns störende Leidenschaft ist vorbereitet durch die Ueberspannung der Natur bei ihrer kriegerischen Action, in der jedes Mitleid verstummen muß und nur das Rächerschwert waltet: die Jungfrau soll sich über ihr Geschlecht erheben und zum willenlosen Werkzeug des Himmlischen hingeben, sie kann dies aber doch nur, ohne der weiblichen Natur in sich zu nahe zu treten, wenn sie immer von Glaubensflügeln getragen wird, — ermatten diese, so überspannt sie sich selbst. Darin sieht wohl Schiller ihre tragische Schuld: die Ueberhebung, welcher der Fall folgen muß, aus dem nur ein neugeläuterter Glaube und noch demüthigerer Gehorsam sie wieder emporheben kann. Die Entzündung dieser Leidenschaft ist ganz romanisch — blitzartig, aufflammend, gefangennehmend — eben eine Passion, die Empfindungsweise nachher aber von jener germanischen Tiefe und Innerlichkeit, die zurückdrängt, in Einsamkeit birgt, bei der das Herz in aller Macht einer unerklärlichen Sympathie nicht einen Augenblick ohne Zusammenhang mit dem Gewissen bleibt, es muß ihm Rede stehen, es muß zuletzt sich ihm unterwerfen; das Gefühl kann nicht für sich sein Recht behaupten, sondern die ganze geistige Natur der Jungfrau dominirt.

Auch in dem Proceß der Läuterung und des endlichen Sieges erscheint die Vereinigung des Genius beider Nationen in ihrer vollen Schönheit: wie deutsch

ist es, daß die Jungfrau der falschen Anklage gegenüber verstummen muß, weil sie den Ankläger in der eignen Brust nicht überhören kann; wie deutsch ist das tiefe Naturgefühl, mittelst dessen sie, die sich unter der bunten Menge verloren hat, sich wiederfindet in der Verlassenheit, und wie denn aus der Buße der Glaube „die gewisse Zuversicht dessen, das man hofft," in ihr neu erstarkt und endlich mit dem Glauben und inneren Frieden auch die wunderbare Kraft ihrer Bestimmung wiederkehrt! Ebenso deutsch ist auch die Gestalt des jungen Liebenden, der abgewiesen, wie er ist, doch meint, im Elend, in der Schuld sie begleiten zu müssen, als ihr Trostengel, ihr Gewissen. Wie ganz französisch im besten Sinn dagegen das Hervorbrechen ihrer kriegerischen Begeisterung:

„Das ist der Kriegsmarsch meines Volkes!
Wie muthig er in das Herz mir schallt und siegverkündend."

Dieses Feuer, das zum Kampf treibt wie zum Tanz, das stolze Entzücken über das Vaterland und eigne Volk, die religiös gefärbte Hingebung für den König, die Schärfe der Erwiederungen in dem Dialog mit den Feinden, das Blitzartige der ganzen Erscheinungs- und Handlungsweise in der Schlacht, bei immer gleicher Anmuth der Form!

Von der Vision ist diese wunderbare Gestalt ausgegangen, in der Vision endet sie. Das deutsche Gemüth wird in seiner ganzen Tiefe befriedigt, weil jeder Widerstreit aufs Innerlichste gelöst ist und in Liebe und Seligkeit das Leben der geheiligten Jungfrau sich vollendet; zugleicht giebt der Phantasie des Romanen

die Farbenpracht ihrer Verklärung, seinem heroischen Selbstgefühl ihr glorreicher Sieg die vollste Genugthuung: es ist ein erhabener, reiner Jubelaccord, in dem die Tragödie schließt; — über die Leiche der Jungfrau breitet dann der zartehrfürchtige Sinn des deutschen Dichters die hehre Fahnenhülle aus.

So hat bis zuletzt Schiller aus dem Genius beider Völker heraus in köstlichster Weise zu ihnen geredet. Aber leider ist seine Dichtung noch nicht den Franzosen entfernt, wie uns zu Gute gekommen. Ob es in Zukunft geschehen wird? Noch zweifeln wir!

Gewiß müßte eine Uebertragung der Schillerschen Jungfrau in das Französische eine freie dichterische Arbeit, eine poetische Reproduction sein, um für französische Zuschauer, wie Darsteller, das Werk verständlicher zu machen, aber das wahre Verständniß für dasselbe würde sich in Frankreich auch dann erst finden, wenn das französische Volk zurückkehrt zu dem Gott seiner Väter und den germanischen Quellen seiner Jugend. Dann aber könnte diese Dichtung beitragen, Propaganda zu machen für den wahren Frieden zwischen beiden Nationen. Glänzend stellt sie die Vorzüge unserer Nachbarn wenigstens zu jener Zeit ihrer Geschichte dar, sie erwärmt für nationale Besitzthümer, deren Schätzung leider bei den Franzosen selbst im Preise gesunken ist, aber sie zeigt uns auch schon den Keim des späteren Verderbens, die Ursachen des einstigen Verfalls.

Wie begeistert uns der Dichter für jene Städte, die mit der Monarchie gealtert sind, wie umgiebt er diese Monarchie selbst mit einem höheren Nimbus, welch

liebes Bild zeigt er uns von jenen Landleuten, die dem Altar, wie dem Throne treu, in harter Zeit genügsam den Boden bauen und sittenrein nach fleißiger Arbeit um den Maienbaum tanzen. Welch herrliches Bild des wahren französischen Helden giebt er uns in Dunois, der feurig in Rede und That unerschüttert steht, wo Alles schwankt, der Treue und Glauben hält, wo seine grade Seele sich einmal zur Liebe entschieden hat und der Blut und Leben einsetzt, ja mit hinreißender Gewalt das ganze Heer einsetzen macht, da wo es heißt:

„Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet."

In dem Könige dagegen und in seinem Verhältniß zur liebenswürdigen Agnes Sorel deutet Schiller zart und edel an, was später das Königthum, den Hof und das Volksleben in Frankreich untergraben hat: den Hang zum Lebensgenuß und zur anmuthigen Entfaltung des Daseins, ohne den blutigen Ernst und Schweiß der selbstverleugnenden Mannesthat und Arbeit, die Schwärmerei für Schönheit und Liebe, ohne den religiösen Ernst der Pflicht und eigentlich ethisches Gesetz. Was in jenem Karl noch durch persönliche Güte und Adel gehoben, durch Andacht verklärt erscheint, wird ohne diese Eigenschaften später zur Giftblume, die ihre ganze Atmosphäre verdirbt. In Du Châtel, welchen der Herzog von Burgund des Mordes seines Vaters zeihen kann, zeichnet Schiller die Dienstreue, die nicht an dem eignen Gewissen ihre Grenze hat und die mit Frivolität durchsetzt künftig in sclavische Dienstbeflissenheit und Niedertracht ausartet.

Durch die Macht und den Einfluß jener gräuelvollen, entarteten Isabeau, verrathen sich die Schwächen des französischen Volkes, wie es sich bei all seiner Freiheitseinbildung Zeitenweis von lasterhaften und intriganten Frauen, den elendesten Tyrannen knechten läßt. Auch einen jener Momente zeichnet uns Schiller, wo die Stadt Paris ihre verhängnißvolle und treulose Rolle in der Geschichte Frankreichs spielt, das Paris, welches mehr und mehr des Landes Fatum und Verderben geworden ist! — Seltsam, daß dieses Werk, welches fast mehr Frankreich, als uns zu gehören scheint, für unsre Gefühle gegen dieses Frankreich, einst in großen Momenten Impuls und Ausdruck gegeben hat! Damals, so hörten wir von ehrwürdigen Lippen, als in der Zeit des ersten Napoleons unseres Volkes und Landes Noth und Drangsal zum Entschluß des Widerstandes führte, als unser Königspaar von des Reiches Grenzen, von Memel und Königsberg endlich zurückgekehrt war in die Hauptstadt, da brach der, durch keine Furcht von dem übermüthigen Sieger mehr zurückhaltende Enthusiasmus, bei der meisterhaften Anfführung der Jungfrau von Orleans im Berliner Schauspielhause, wie ein Orkan hervor. Man stand auf, man erhob die Hände wie zum Schwur, man jauchzte bei Stellen wie:

„Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf."

Oder:

„Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwinden, der den heiligen Pflug beschützt,

Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron,
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt."

Und dann:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
— — — — — — — — — — — —
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Napoleon verbot dem deutschen Volke seine politischen Flugschriften: er hätte die Aufführung der Schillerschen Jungfrau von Orleans verbieten sollen, sie war ihm gefährlicher als jene!

Und als dann die Königin Luise den Ihrigen, ihrem Volke entrückt war, als ihre Schönheit, ihre Tugenden, ihr heroischer Patriotismus und ihr Unglück mehr und mehr, noch im Schmerz um sie verklärt, fortwirkten, da verwob sich der Phantasie vieler ritterlicher Patrioten ihr Bild und des der Jungfrau von Orleans zu einer allegorischen Gestalt, die dem heiligen Kampfe vorleuchtete und die zu hohen Thaten entflammte.

Eine so erhebende und begeisternde Rolle hat die Jungfrau von Orleans in diesem neuesten Kriege nicht gespielt, aber ihrer gedenkend haben doch so manche unserer Helden auf ihrem Siegeszuge die Stätten der Geburt, der Siege und des Todes der Jeanne d'Arc betreten und sich gefreut, daß aus ihr nicht unser Dichter ein modernes, fanatisches, französisches Weib gemacht hatte, wie französische Denkmale sie zeigen, sondern die Gottbegeisterte Jungfrau, wie sie schöner,

in edler Herbigkeit und doch demüthiger Milde, vielleicht nur noch in der Geschichte selbst war. Und wo ihrer gedacht wurde, da regte sich wohl auch leiser Schmerz um das Frankreich, das einst war und dessen Verderben jeder ritterliche Feind nur mit Schmerz sieht, um dieses Frankreich, von dem der Dichter singt:

Hier scheiterte der Heiden Macht, hier war
Das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht,
Hier ruht der Staub des heiligen Ludewig,
Von hier aus ward Jerusalem erobert.

Eine Frau, eine Jungfrau war es, die Frankreich einst rettete: furchtbaren Antheil haben die Frauen an dem späteren Verfall. Werden Frankreichs Frauen wieder so rein, so fromm, so stark, wie das Geschlecht war, aus welchem Gott eine Retterin, eine Gottesheldin berufen konnte, dann werden auch die Franzosen wieder sich um die Heiligthümer ihrer Väter als Helden zu schaaren lernen! An der Wurzel ist das Leben des französischen Volkes krank, an der Wurzel muß es geheilt werden. Die kranke Wurzel hat Erscheinungen, wie die der Frauenemancipation hervorgerufen, die gesunde trieb einst Blüthen wie die goldene Lilie, in deren Anschauung wir uns vertieften! —

Kleist's Prinz von Homburg im Licht der Gegenwart.

Ein Heimathsgruß an unsere glorreiche Armee.

Im Frühling 1871.

Mit Gedanken über die vaterländische Dichtung Heinrich's von Kleist von Neuem hervorzutreten, und zwar in diesem Augenblick, wo Sinn und Geist durch die Gegenwart so mächtig in Anspruch genommen sind, muß befremdlich und gewagt erscheinen. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, eine neue Epoche ist angebrochen, seit Kleist's Prinz von Homburg erschien, seit diese Poesie wie eine Wunderblume dem märkischen Sande entsproß und die überraschte Welt mit Bewunderung, ja mit Entzücken erfüllte. Als Kunstwerk von hohem Werth längst eingezeichnet in die Jahrbücher der Litteratur: wie viel Scharfsinn philosophischer Köpfe, wie viel Studium ausgezeichneter Aesthetiker hat es schon erfahren! Sollte da nicht die Betrachtung erschöpft sein und mindestens doch nichts zu geben haben, was in dieser Zeit Aufmerksamkeit zu erwecken vermöchte? Oder gäbe es vielleicht dennoch für dieses Werk eine Beziehung zu dem

Leben des Tages, die uns berechtigte, heute bei demselben für einen Moment zu verweilen?

An und für sich ist wohl die Betrachtung über ein echtes Werk des Genius nie abzuschließen, es lebt ja ein Ewiges darin und darum ein Unausschöpfbares! Dieses Ewige erschließt sich neu bei jeder Berührung mit dem Leben, ja es wird gewissermaßen für jede Epoche neu, wie jeder Einzelne von uns erfahren wird, daß ihm die Meisterwerke, die er früh in sich aufgenommen hat, bei erneuter Vertiefung in dieselben, während der verschiedenen Abschnitte seines Lebens etwas Neues wurden. Wer nun mit wachem Geist in der Gegenwart an Kleist's Prinzen von Homburg herantritt, der wird nicht nur in demselben den idealen Ausdruck für das finden, was in dieser Zeit als eigenthümlich preußische oder märkisch-brandenburgische Art sich durchgesetzt hat, sondern er findet darin auch Winke für die deutsche Aufgabe unserer Zukunft und ahnt etwas von dem Wunder, welches den Dichter, auf der Höhe der Inspiration, zum Propheten macht.

Ehe wir uns mit dem Werk des Dichters beschäftigen, fesselt uns für einige Augenblicke das Bild des letzteren und wir erkennen in ihm einen der Beklagenswerthen, die

„Den vollen Tag nicht sehen,
Im Drange dunkler Zeit,
Ach, mußten untergehen!"

Kleist war ein Kind der Zeit, die, wie selten eine frühere, mit ein und demselben geistigen Fluidum, Einer geistigen Bewegung die ganze Welt durchdrang, und doch

ein Mensch, verwachsen mit der Scholle, gebunden an das engere Vaterland, — in Arcadien geboren und dennoch ein Märker, ein Preuße, der Sohn einer strengen, sparsamen Natur, die sich nur durch beharrliche Arbeit Früchte abringen läßt und die nur dem schön erscheinen kann, der an ihrem Busen groß gezogen ist; — ein Weltbürger im Reich der Geister und dennoch ganz eingesenkt in die Denk- und Sinnesweise des altpreußischen Offiziers und Edelmannes; — welch' eine Welt von Gegensätzen barg dieser Mann in sich! Fürwahr, nur die robusteste Gesundheit und die Glaubensarbeit eines Christen hätten sie zu versöhnen vermocht, er aber scheint mit einer Krankheitsdisposition groß geworden zu sein, und er lebte in Tagen, wo die Kirche nur sehr sparsam noch Einzelnen unter ihren kranken Gliedern das Rebenblut des Weinstockes Christi zufließen, die meisten aber verkümmern ließ! Selbst an einer sorgenfreien, äußeren Existenz hat es Kleist gefehlt. So wurde er nun durch seinen rastlosen Geist hin und her geworfen; in der Fremde verzehrt vom Heimweh nach den Kieferwäldern und den Wasserspiegeln seiner Heimath, in dieser aber wiederum gestachelt von Sehnsucht nach Blüthenpracht, Waldesfang und Alpenhöhen! In die Weite trieb ihn der Drang nach geistiger Erkenntniß, nach Lösung der tiefen Lebensprobleme, dann wieder däuchte ihm das Alles, wo er schöpfte, nur löcherige Brunnen zu sein; er kehrte in das Vaterland zurück, um dessen Geschicke mitzutragen, und verzehrte sich im Schmerz, weil sie ihm hoffnungslos erschienen! Endlich steigerte sich die in ihm glühende Reizbarkeit, jene, allen

phantasievollen Naturen eigenthümliche Empfänglichkeit für die Nachtseite der Dinge und für das wehe Lied der Vergänglichkeit bis zu einem krankhaften Beharren in dem Düsteren und Trostlosen; grundsatzvoll und doch grundsatzlos, zerstörte er im Spiel mit den dunkeln Mächten seine irdische Lebensform, aber nicht, weil das Hohe und Höchste im Leben ihm zu wenig, sondern viel eher, weil es ihm zu einseitig werth gewesen war. Wie geheimnißvoll erscheint es nun, daß aus einem so tief kranken Leben ein so gesundes und herrliches, ja im tiefsten Ernst selbst so heiteres Werk wie der Prinz von Homburg hervorgegangen ist! Es gehört zu den Triumphen des Geistes, die mit andächtiger Rührung erfüllen, zu sehen, wie der Dichter in seinem Drama die Harmonie gefunden hat, nach der für sich selbst zu ringen er längst aufgehört hatte; und sieht man, wie wenige dramatische Dichtungen es giebt, die nicht tragisch, die nicht komisch, sondern lebensharmonisch sich entwickeln, so bewegt es noch mehr zum Denken, daß einer der unglücklichsten Menschen uns eine der schönsten dieser Art hinterlassen hat.

Vieles von seiner eigenen Natur hat Kleist seinem Helden mitgegeben; was er ihm erspart hat, das ist das Dämonische, welches ihn selbst und sein Zeitalter durchzuckte: dies würde das Bild des Heldenjünglings zerstört haben. Aber was in Kleist zusammen fiel und sich in ihm bekämpfte: ich möchte es ein süddeutsches Phantasie- und Gemüthsleben einerseits und norddeutschen Geist und straffe Spannkraft anderseits nennen, — davon giebt er das Eine seinem Prinzen als Naturbasis,

das Andere läßt er bei ihm auf brandenburgischen Boden entwickeln und in Kampf und Drang davon beherrscht werden.

Der Prinz von Homburg ist ein echtes deutsches Blut; an und für sich betrachtet, könnte er überall in deutschen Gauen seine Heldenrolle spielen, man würde aber mehr für ihn im Süden und Westen des Reichs sympathisiren, als bei uns, — während dort ein specifisch brandenburgisch-preußischer Held sich erst Sympathie erwerben müßte. —

Dieses jungen Prinzen Art ist es, von allem Edlen und Großen angezogen zu werden, und edel und groß erschien zu seiner Zeit in Deutschland eigentlich nur Fürst und Volk in Brandenburg. Man hört es von ihm selbst: wenn er da scheitert, ist es mit Ruhm und Glück für ihn aus, dann bleibt ihm nur das nackte Leben, er will dann Winzer oder Bauer werden auf seinen Gütern am Rhein! — Ueberall im Reich fand man dazumal Verknöcherung und Absterben oder ein Aufleben in erborgtem, fremdländischem, französischem Geiste, da aber in Brandenburg, auf dem mißhandelten Boden, entwickelte sich ein zukunftreicher Staat unter einem großen Fürsten und Kriegshelden, da mußte auch der junge Fürstensproß aus einem edlen Heldenstamme gedeihen. Mutterliebe hat ihn dorthin verpflanzt, als die Heimath ihm verödete. Hier finden wir ihn nun; schon hat er mit seiner schönen, freudigen Jugend sich eingenistet in die Herzen, ja er ist der Liebling des Heeres, der Führer tapferer Reiterschaaren geworden, und Vater Kottwitz, —

das Juwel des märkischen Edelmannes und Soldaten, — liebt ihn wie einen Sohn.

Aber noch ist dies frische, junge Leben das des wilden Oelbaumes, das der Veredelung, der Zucht, ja des Messers bedarf. Das Edelste und Schönste in ihm, immer ist es noch Natur, gesteigerte Natur, durch Sitte gehalten, aber nicht aus dem Geiste wiedergeboren; sein reichstes inneres Leben erscheint wie ein Traumleben, mit geheimnißvoller Abhängigkeit von bloßen Naturmächten; gerade das, wogegen Goethe ästhetische Bedenken empfand, der Einfluß des Mondes, das Nachtwandeln, hat doch eine tiefe Bedeutung für das Wesen dieses jungen Helden; in den Augenblicken seiner höchsten Action handelt er in reinem Naturfeuer, in poetischer Trunkenheit des Traumlebens, diese lodernde Begeisterung nimmt ihn gefangen wie eine Leidenschaft.

Da steht nun der Churfürst ihm gegenüber als der herrschende, weil in sich selbst königlich beherrschte Geist, der wie die Sonne Alles in seinem Kreise durchdringt, nach innerm Gesetz den Planeten ihre Bahn vorzeichnet, immer leitend und doch niemals despotisch, niemals sich selbst Zweck. Und diese Größe ist so schlicht, so menschlich wahr! Alles Lebendige wirkt auf diesen Fürsten ein, wo es ihn nur berührt, selbst seiner Empfindung entgeht in seinem Kreise nichts, bei allem Gehorsam, aller Disciplin, die er fordert und fordern muß, finden wir in seinen Umgebungen nur freimüthige Männer, er bedarf ihrer Achtung und inneren Zustimmung ebenso, wie ihrer Unterordnung; sein Verkehr mit ihnen schließt sogar ein leises humoristisches Wohlgefallen des Kame-

raden, einen harmlosen Scherz nicht aus. So versteht er es, Helden zu bilden und ihr gefeierter Mittelpunkt zu sein. Das ist das Glück des Prinzen, in dem nothwendigen Conflict seiner poetischen Natur mit der Wirklichkeit gerade in dieses Fürsten Lebenskreis zu stehen; darum kann der Conflict, der sonst ein unabwendlich tragischer für ihn sein würde, lebensharmonisch gelöst werden und sein Weg von der Schwelle der Todesgruft, die ihn so furchtbar angähnt, in's volle, sonnige Leben zurückgehen.

Staunend folgt der Zuschauer dem Gange der Verwickelung und Entwickelung; ihn schaudert mit, da er seinen Helden von der Höhe des Ruhmes in den Abgrund gestürzt sieht, wo jedes lodernde Feuer der Begeisterung erlischt und der Odem der Vergänglichkeit die junge poetische Seele durchkältet, so daß dem Gefeierten nichts bleibt als der nackte, thierische Lebenstrieb! Ja, wohl ist das ein furchtbarer Anblick und mahnt uns, daß wir Staub und Asche sind. Die Betheiligten werden ergriffen bis zur Verwirrung, das edle Mädchen, welches in dem Prinzen den Mann, den Helden gesehen, dem sie sich ganz hingeben kann, begräbt in einem Augenblick ihr Ideal, ihren Lebenstraum, ohne doch den Geliebten selbst aufzugeben; seine feige Lossagung von ihr erregt ihr nicht Zorn, sondern einzig das Gefühl von der Endlichkeit alles Irdischen, es treibt sie nur um so mehr, für seine Rettung thätig zu sein, damit er nur nicht unwürdig und friedlos in den Tod gehe. In ihr ist etwas von des Churfürsten Art, und wie nichts bei dem Manne Phrase ist, so ist es keine

Tändelei, wenn er sie gern: „mein Töchterchen“ nennt, sie könnte in Wahrheit seine Tochter sein. Tief betroffen hört er ihre Schilderung von dem grausen Fall des Prinzen an. Wer an seiner Stelle, — des Fürsten, des Feldherrn, des Helden, — hätte in diesem Augenblick noch Glauben gehabt an den sittlichen Heroismus dieser Natur? Aber er begreift: es ist etwas Anderes für Einen,

„Der die Zukunft auf des Lebens Gipfel
Heut wie ein Feenreich noch überschaut“,

plötzlich erkennen, daß er

„Liegt in zwei engen Brettern leblos morgen“ —

als wie mit schmetternder Fanfare, in kecker Reiterthat dem Tod — und dem Lorbeer entgegen stürmen! Und wie man nun weiter dem Thun des Churfürsten zusieht, ist es, als ob man Etwas von der Ebenbildlichkeit Gottes an diesem Stellvertreter der göttlichen Obrigkeit auf Erden erblickte, als hörte man, wie er dem Schöpfer von dem Geheimniß abgelauscht hätte, die Seele des Menschen bei ihrem Namen zu nennen! Ja, der Churfürst ruft den Prinzen bei seinem Namen, ganz schlicht, ganz affectlos, weiß er den Ton zu finden, der den durch Todesfurcht geknechteten Geist wach ruft, um seine Bande zu sprengen.

Man darf nicht daran zweifeln, es ist dem Churfürsten herber Ernst gewesen, dem verletzten Gesetz volle Sühne zu verschaffen, er selbst fühlt es als Macht über sich, es ist die Bedingung seiner Existenz, wie der seines Landes; von Gefahren rings umgeben, ein Festes, das

sich eben erst aus den Fluthen des dreißigjährigen Krieges erhoben hat, ist dieser ganze Staat von Brandenburg noch nicht auf Felsengrund gestellt. Wie könnte der Churfürst anders, als die Strafe des Ungehorsams und der Ueberhebung an den Höchsten vollziehen lassen, wie an den Geringsten, was wäre sonst Ordnung und Gerechtigkeit? Sehr irrthümlich ist es aber gewiß, wenn man meint, es handle sich hier um einen Conflict, wo der Held, aus Pflicht gegen den Fürsten und den Staat, der Pflicht gegen Beide zu nahe treten mußte.

Eine solche Collision der Pflicht, hat der Dichter durchaus nicht schildern wollen. Versetzen wir uns nur in jene Schlachtscene: nur der leidenschaftliche Impuls handelt so, wie der Prinz handelt. Der kühne, noch immer heißblütige, alte Kottwitz ist gegen sein Vorgehen, alle die kecken, ihrem Führer ergebenen Reiteroffiziere widerrathen ihm, die vorangegangene Warnung des Churfürsten, die sich auf frühere, ähnliche Vergehen des Helden stützt, der ganze Schlachtplan, die gemessensten Befehle sprechen dagegen! Dafür spricht nur des Prinzen Natur — und der Drang, die nächstliegende Gelegenheit zu ergreifen! In einem Conflict, wie der gedachte, befindet sich dort etwa der Offizier, der sich bis zur Widersetzlichkeit dem Vorhaben seines Führers entgegen stellt, und dem dieser, der selbst Ungehorsame, die märkischen zehn Gebote, drastisch und thatsächlich zu Gemüthe führt.

Gerade in diesem Thuen, hat der Prinz sich selbst gerichtet! Aber das ist nun doch auch wieder nicht

Gerechtigkeit und Ordnung, daß der Held, der eben mit leuchtender Tapferkeit einen herrlichen Sieg errungen hat, den Tod eines Sclaven stirbt, und nichts Anderes würde er ja erleiden, wenn er in seinem Todesgrausen, völlig unfrei, den Tod erlitte! Durch die Erkenntniß von diesem Zustande des Prinzen tritt der Churfürst viel mehr noch mit seinem Gemüth in den Conflict ein. Nicht kühl berechnend, wie der Meister, der den Knoten in einem Intriguenstück entwirrt, leitet er das Ganze, er lebt mit in dem Kampfe, aber eben als der, der zum Siege zu führen vermag. Ich kenne in seiner Art nichts Würdigeres und Schöneres, wie das Verfahren des Churfürsten im Moment der höchsten Spannung. Keinen Laut der Mißbilligung entlockt ihm die unwürdige Verzagtheit des Prinzen, es ist ihm ein Krankheitssymptom, wie das vorangegangene Fieber selbst, und er traut dem Kranken die Kraft der Ueberwindung zu. Auch davon bemerkt man nichts, daß ihn die Verlobung des Prinzen, welche der weltkluge, aber nicht gerade tiefblickende Hohenzollern für den eigentlichen Grund der Strafe zu halten scheint, erregt hätte. Groß gesinnt schreibt der Churfürst jenes Meisterstück von Brief, der auch in der Form so ächt brandenburgisch, gehaltvoll und knapp ist, und ruft den jungen Freund zum Richter in der eignen Sache auf. Dieser schlichte Act bringt den Prinzen zu sich selbst, das Wort, das aus den gewohnten Anschauungen Lebensnormen heraus geschöpft ist, weckt die edlere Natur in ihm auf. Nun spricht er sich selbst das Urtheil, er schüttelt Todesfurcht und Grauen, so

schnell sie ihn gefaßt haben, so schnell auch von sich ab, ja, er hat nun erst recht gefunden, was den Einsatz des Lebens werth ist, und ganz anders wie früher, schlägt er es jetzt, begeistert und doch besonnen, in die Schanze. Das Opfer ist bereit, aber es soll nicht vollzogen werden, die freiwillige Sühnethat ist die schönste Genugthuung, die das gekränkte Gesetz finden kann. Für alle gilt es jetzt, die andere Seite dieses jungen Heldenlebens in das hellste Licht zu stellen: für ihn spricht nun sein Ruhm, die Liebe des ganzen Heeres, besonders aber die des besten Repräsentanten desselben, des alten Kottwitz. Dem strengen Recht und der Staatsraison stellt sich der Anspruch des Lebens, so wie es in den Gemüthern der Menschen eine Macht ist, entgegen. Was soll die Strafe denn anders, als bessern und warnen, und die verletzte Ehrfurcht vor dem Gesetz herstellen? — die Besserung ist vollzogen, die Warnung geschehen, und wie in Erz wird die Lehre dieser Ergebnisse in die Herzen geprägt sein!

Alle die Lebensmächte und Wahrheiten, die sich so regen, läßt der Churfürst auf sich einwirken; wohl züchtigt er auch, durch seine scheinbare Unzugänglichkeit, den an Trotz und Eigenwillen grenzenden Eifer seiner Nichte, seiner Offiziere, aber wie er die Eine in den Rath seines Herzens aufgenommen hat, so erkennt er diese, in der Sache der Ehre und des Vertrauens, als vollberechtigt an, sie sind ihm nicht nur Untergebene, sie sind ihm als Waffengenossen, als Ritter auch seine und des Prinzen Pairs: nachdem der Letztere hochherzig und fest für das Gesetz gesprochen, nachdem er auch sein

Unrecht an der Geliebten durch seine letzte Bitte um ihre Freiheit gesühnt hat, und mit Gott und Menschen versöhnt, sich zum Tode anschickt — fragt der Churfürst seine Offiziere, ob sie es noch ein Mal mit dem Prinzen wagen wollen, und auf ihr freudiges Ja, wandelt er das Todtenopfer in ein Siegesfest, und mit der Freude eines Vaters an dem edlen Sohn, wendet er sich dem Prinzen zu und führt denselben nun wachend und wirklich auf die Höhe des Traumes zurück, mit dem das Ganze zuerst begann. So wie das Leben einst in seinem Schönsten und Besten wie ein Traum voll wunderbarer Symbolik hinter uns liegen wird, so geschieht es hier!

Auch das prophetische Wort der Prinzessin ist seitdem in Erfüllung gegangen:

„Das Vaterland, das Du uns gründetest,
Steht eine feste Burg, — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Das wird sich ausbau'n herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Enkeln, verschönern
Mit Zinnen üppig, feenhaft zur Wonne
Dem Freunde, und zum Schrecken aller Feinde." —

Ja, in dem Grade, wie das brandenburgisch-preußische Wesen sich im Verlauf der Geschichte so gezeigt hat, wie es in diesem Drama der Dichter schilderte: Stark und mild, gerecht und treu, voll Gottesfurcht, straffer Zucht, in besonnener Klugheit und regem Leben, — so hat es mit Gewalt angezogen, und mehr und mehr als Magnet sich gezeigt für Alles, was von edlem Erz in Deutschland lange nicht seine rechte Stelle finden konnte. Besonders aber hat der Geist der Armee,

welchen Kleist hier verherrlicht, ebenso Freunde gewonnen, Bewunderer, Nachahmer, wie jemals nur ihr gewaltiger Arm Feinde niederwarf: — wir dürfen dreist sagen, der Geist der Armee hat eben so viel moralische Siege errungen, wie sie an äußeren zählt — und dieser Geist durchweht rein wie Alpenluft, Kleist's Prinzen von Homburg.

Tieck rühmt die Zeichnung des großen Churfürsten in dieser Dichtung als einem schönen und idealen Portrait vergleichbar. Dies erscheint so zutreffend, daß man noch bei den in unserer Gegenwart geliebten und hochgefeierten Enkeln mit jenem Bilde verwandte Züge erblickt, so braucht man nur die Art, wie der Churfürst seines Froben Bitte aufnimmt, mit der zu vergleichen, wie König Wilhelm in seinen unvergeßlichen Schilderungen von Königsgrätz und Gravelotte des Umstands gedenkt, wie dort „Bismarck," hier „Roon," ihn aus dem Granatfeuer entfernt haben, — vieler anderer charakteristischer Züge zu geschweigen. Vor Allem ist es aber im ganzen Verkehr der fürstlichen Herren und Führer mit den Offizieren derselbe Geist, der Einen Ehre, der Allen gemeinsamen Hingabe an die Sache, den Dienst an das Vaterland und die Kameradschaft, welche uns, wie in der Dichtung, im Leben anmuthet. — Es giebt auch eine preußisch-brandenburgische Art — eine Abart, dürfen wir sie vielleicht eher noch, wie eine Schattenseite der echten, nennen, die hat in Friedenszeiten lange unserm Verlangen, mit den andern deutschen Stämmen in wahrer Eintracht uns zu verbinden, gewehrt: sie ist nicht nur straff, sondern abstoßend, nicht nur selbstbewußt, sondern

dünkelhaft, nicht nur verständig, sondern prosaisch; für die Zucht giebt sie die starre Norm, für das lebendige Gesetz die todte Regel, für den Geist die Nichtachtung der fremden Natur, für das hohe Ehrgefühl die bornirte Selbstschätzung. Nichts finden wir von dieser falschen Art in unserer Dichtung, nichts weiß davon unsere glorreiche Geschichte, und niemals wieder darf sie die Lösung der Aufgabe unserer Zukunft beeinträchtigen. Diese wird sich fort und fort vollziehen, wenn wir dem Geist treu bleiben, der dort aus dem Sieger von Fehrbellin, „dem deutschen Herzen gewöhnt an Edelmuth und Liebe," den wahren Helden schuf!

Inhalt.

		Seite
1.	Ueber die Bedeutung des Leinens für das deutsche Volks- und Familienleben	7
2.	Der Rhein als deutscher Strom in seiner unvergänglichen Schönheit	22
3.	Die Bedeutung der Persönlichkeiten in der Gegenwart	34
4.	Schiller's Jungfrau von Orleans als ein Eigenthum beider kämpfenden Nationen	52
5.	Kleist's Prinz von Homburg im Licht der Gegenwart. Ein Heimathsgruß an unsere glorreiche Armee. Im Frühling 1871	65

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

L. D.

Laien-Vorträge

Im Verlage von **Wiegandt und Grieben** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kirchner, Superintendent. Die Churfürstinnen und Königinnen auf dem Throne der Hohenzollern, im Zusammenhange mit ihren Familien- und Zeit-Verhältnissen, aus den Quellen bearbeitet. Mit deren Bildnissen. 3 Bände. à Bd. 1 Thlr 25 Sgr.

Wiener, Pfarrer. Die Pfarrerstochter von Worms. Eine Geschichte aus den Schreckenstagen der Stadt Worms. 1 Thlr.

Das Buch ist ganz in christlich-nationalem Geiste geschrieben und wird für den Gebildeten anziehend, für's Volk verständlich sein.

Deutsches Wanderbüchlein. Eine poetische Reisebegleitung für Naturfreunde. 20 Sgr.

Frommel, E., Garnisonpfarrer. Von der Kunst im täglichen Leben. Ein Streifzug. 2te Aufl. 12½ Sgr.

Diese anziehende Schrift, welche wir nicht genug zur Beherzigung empfehlen können, bespricht die innigen Beziehungen, die zwischen Kunst und Religion, zwischen Bild und Lied und Christenthum bestehen, schildert den Verfall dieses naturgemäßen Verhältnisses in der Gegenwart und zeigt den Weg, wie in Kirche, Schule, Familie es besser werden soll und kann. Die Darstellungsgabe ist lebhaft, naiv, anregend und von dem Ernste beseelt, der aus einer eben so tiefen als warmen christlichen Lebensanschauung entspringt.

Von besonderem Werth ist auch das über die Musik Gesagte, wofür der Verfasser ein besonderes Interesse mit gründlichem Verständniß verbindet.

Jordan, Th., Divisionspfarrer. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Gedenkblätter aus der Geschichte der 2ten Garde-Infanterie-Division während des Feldzuges 1870/71. 10 Sgr.

Das vorliegende Büchlein gibt ein Stück innerer Kriegsgeschichte. Wohl saust auch das Schwerdt darinnen, aber nur das Schwerdt des Geistes. Es ist ein sinniges Geschenk, das der Verf. zunächst seinen Kameraden im Felde darbietet. Der rothe Faden, der sich durch's Büchlein zieht, das sind die äußeren Erlebnisse vom Auszug an bis zur Heimkehr. In kurzer knapper Darstellung erzählt der Verf die Geschichte der Division in diesem Kriege, öffnet das verborgene Fenster und läßt hinein schauen in die Stimmung der Herzen vor und nach dem Kampf. Aber der goldene Faden, der hineingewirkt ist, das sind die Zeugnisse aus Gottes Wort, die Feldpredigten, die sich wie mit erhabener Schrift aus der Erzählung hervorheben. Neben dem, was die Division in unvergleichlicher Tapferkeit geleistet, steht hoch und herrlich, was der treue Gott gethan, mahnend und tröstend, beugend und erhebend. So will das Büchlein den geistlichen Segen aus jener Zeit festhalten.

Aber auch über diesen Kreis hinaus wer das Büchlein liest, wird merken, daß nicht blos die Division, sondern auch ihr Divisionspfarrer seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, daß er wie sein General in Le Bourget, allezeit die Fahne seines himmlischen Königs der Division vorangetragen. Das soll des sinnigen Büchleins bestes Lob sein.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wichern, Johann Hinrich, 1808-1881

Laien-Vorträge zur Zeit des Krieges in einem preußischen Landhause gehalten

Berlin 1872

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4081
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260857-7